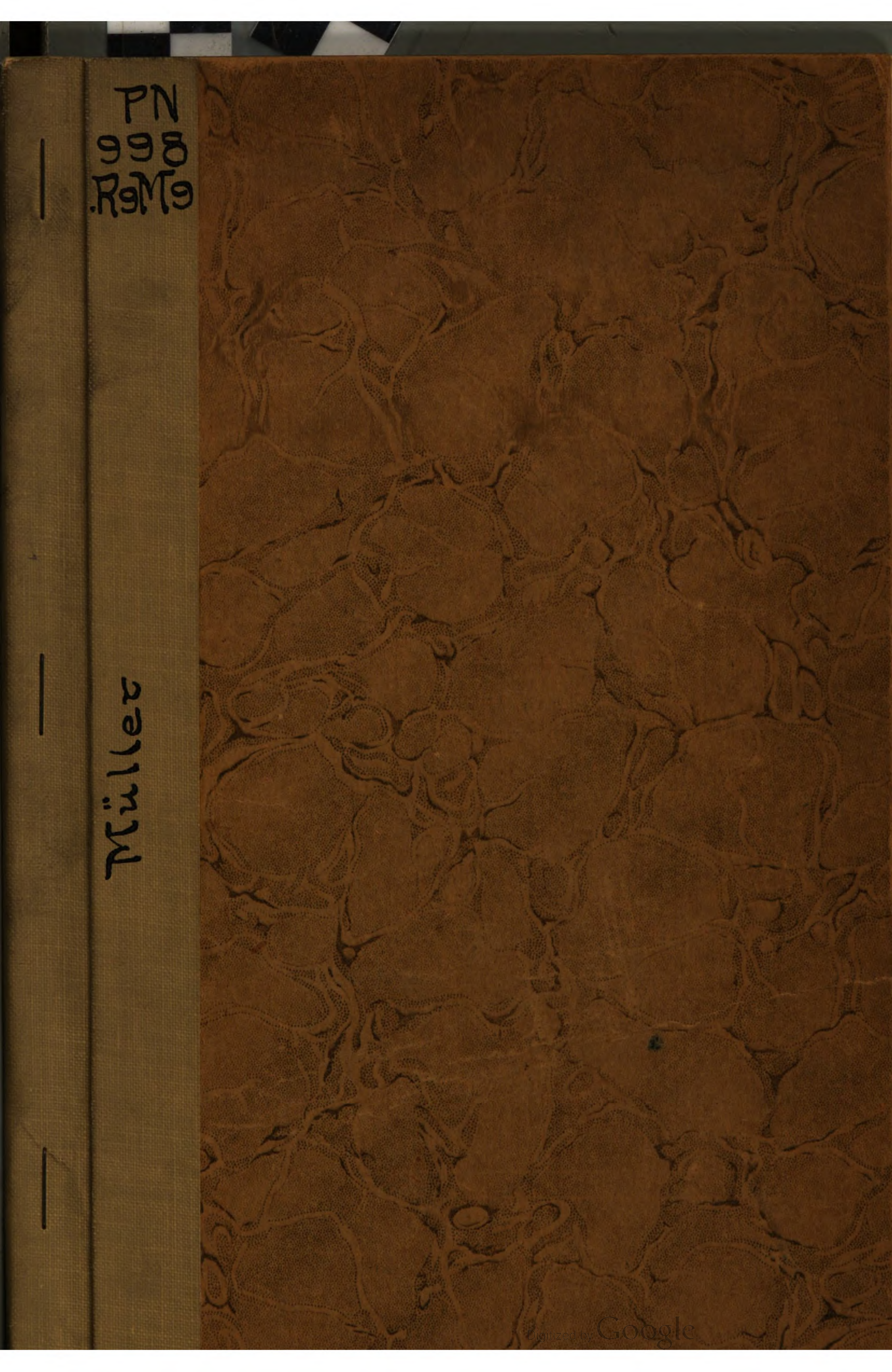

PN
998
.R9M9
Müller


Cres
Cat Sci
entia
Vita
Exco
latur

Städtisches Realprogymnasium
(Realgymnasium i. E.)
zu GÖRLITZ.

Sechs russische Volksmärchen

mit Anmerkungen übersetzt

von

Oberlehrer Dr. Max Müller.

Beilage zum Jahresbericht Ostern 1903.

GÖRLITZ.
Hoffmann & Reiber.
1903.

1903. Progr. No. 251.

Wie mehrere andere europäische Völker, so verdanken auch die Russen die Sammlung ihrer Volksmärchen der Anregung, die von den Arbeiten der Brüder Grimm für die Erhaltung der volkstümlichen Überlieferungen der Deutschen ausging. Die erste Sammlung russischer Märchen erschien in deutscher Sprache: „Russische Volksmärchen in den Urschriften gesammelt und ins Deutsche übersetzt von A. Dietrich“ (Leipzig 1831). Die Quelle für die darin enthaltenen siebzehn Erzählungen waren gedruckte, mit Holzschnitten ausgestattete Volksbücher, wie sie damals in Russland viel gelesen wurden. Jakob Grimm würdigte das Büchlein einer Vorrede, in der er den poetischen Wert der freilich oft recht verworrenen Erzählungen anerkannte und auf verwandte Züge in deutschen Märchen hinwies. Eine weit reinere und reichere Quelle erschlossen A. N. Afanassjef*) und die Freunde, deren Sammlungen er benutzte, indem sie aufzeichneten, was sie aus dem Munde des Volkes selbst

*) Alexander Nikolajewitsch Afanassjef wurde 1826 in einer kleinen Stadt des Gouvernements Woronesch geboren. Nach Beendigung des juristischen Studiums wurde er am Moskauer Hauptarchiv des Ministeriums des Auswärtigen angestellt. 1862 gab er, da man ihn, obwohl ohne Grund, für politisch verdächtig hielt, seine Stellung auf und war von da an bis zu seinem Tode (1871) in Moskau als kleiner Beamter beim Magistrat, dem Friedensgericht und der Kommerzbank beschäftigt. Ausser den Volksmärchen veröffentlichte er eine lange Reihe von mythologischen, historischen und litterarhistorischen Aufsätzen und die Sammlung der „Russischen Volkslegenden“. In dem dreibändigen Werke „Poetische Naturanschauung der Slaven“ fasste er seine Untersuchungen über diejenigen Mythen zusammen, deren Ursprung er auf Naturerscheinungen zurückführen zu können glaubte.

noch erfahren konnten. So kam die stattliche Anzahl von über sechshundert Märchen, die Varianten mit eingeschlossen, zusammen. Sie erschienen unter dem Titel „Russkija narodnyja skaski (Russische Volksmärchen)“ in Moskau 1855—61. Den Dialekt, in dem sie von dem Sammler gehört wurden, behielt Afanassjef bei der Veröffentlichung bei. Wie hierin, so folgte er dem Vorbilde der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen in der Gestaltung der Anmerkungen, in denen er hinter jeder Erzählung alle ihm bekannten Varianten zusammenstellte und Hinweise auf ähnliche Märchen anderer Nationen beifügte. In Russland fand das Werk schnell die verdiente Anerkennung und Verbreitung; 1897 ist unter der Redaktion A. E. Grusinskis die dritte Auflage erschienen, und die noch von Afanassjef selbst für die Kinder ausgewählten Stücke werden gern gehört und gelesen. Jakob Grimm hat die Sammlung gekannt und geschätzt, hat sie aber für seine Märchen nicht mehr benutzt. Viele der bekannteren deutschen Märchen finden sich in ihr in einer ganz ähnlichen Fassung wieder, doch immer so, dass sehr eigenartige Abweichungen die Selbständigkeit der russischen Form zeigen. Zwanzig sehr hübsche Erzählungen hat weiteren Kreisen in Deutschland W. Goldschmidt in seinen frei überarbeiteten „Russischen Märchen“ (Leipzig 1883) bekannt gemacht. Übersetzt ist ins Deutsche, soviel ich weiss, noch nichts.*) Eine Probe einer Übersetzung habe ich hier gegeben. In Stil und Sprache weichen die ausgewählten Stücke sehr von einander ab. Hoffentlich lässt auch die Übersetzung den verschiedenen Ton der Erzählung einigermassen erkennen. In erster Linie sollen diese Märchen unsern Schülern Freude machen. Aus den Anmerkungen, in denen ich nach den von Grimm

*) Gleich beim Erscheinen der ersten Lieferungen erhielt Afanassjef von mehreren Seiten Zuschriften, in denen die Absicht, das Ganze ins Deutsche zu übersetzen, ausgesprochen wurde. Von der Ausführung ist aber nichts bekannt geworden. Grusinski erwähnt eine auf Afanassjef fussende englische Sammlung russischer Märchen von Ralston und eine französische Übersetzung davon von Bruyère.

und Afanassjef verfolgten Gesichtspunkten weiteres Material zur Vergleichung und Erklärung beigebracht habe, mögen die reiferen unter ihnen lernen, dass Volksmärchen überhaupt nicht einem blossen Spiele der Phantasie ihre Entstehung verdanken, sondern sich in ihrem Grunde auf festen, zum Teil in das höchste Altertum zurückreichenden Vorstellungen aufbauen. Zugleich dürfte sich zeigen, dass es auch dem Verständnis der deutschen Mythen zu gute kommen würde, wenn man die russischen Märchen in weiterem Umfange zur Vergleichung heranziehen könnte, als es bisher wegen des Mangels an Übersetzungen möglich ist.

Anmerkungen.

1. Ein unbedachtes Wort.

Af. II. 126. Aus dem Gouvernement Archangel. — In einem ähnlichen russischen Märchen kommt das vom Vater durch ein unbedachtes Wort verwünschte Mädchen aus dem Wasser zu einem jungen Handwerksmanne, der sie nachher befreit. In einer Fassung dieser Erzählung wird das Mädchen eine Nixe genannt. Zu grunde liegt die Vorstellung von dem Menschenraub der Wassergeister, die auch bei den deutschen Stämmen weit verbreitet ist. Hier ist der böse Wassergeist der Teufel selbst. Dieser ist sehr oft an die Stelle der schädlichen Dämonen der heidnischen Zeit getreten. Bei Grimm (K. u. H. M. 181 und 31; 92) geraten die Kinder durch unbedachte Versprechungen der Väter in die Gewalt der bösen Geister, einmal einer Nixe, das andere Mal des Teufels. Der Riese Cacus zieht die dem Hercules gestohlenen Rinder rückwärts in seine Höhle, damit die Fussstapfen ihn nicht verraten. In dem Märchen von der Bienenkönigin (Grimm 62) wird dem unter den drei gleichen Königstöchtern wählenden Königssohne die rechte durch eine Biene bezeichnet, die sich auf ihren Mund setzt. Die

Zeit, die bei den Dämonen zugebracht wird, erscheint ganz kurz, wie bei Grimm 193. „Die drei Tage, die er auf dem Glasberge zugebracht hatte, waren drei lange Jahre gewesen.“

---

2. Geh hin — weiss nicht wohin; hol das — weiss nicht was.

Af. II. 122. Der Herausgeber nimmt an, dass sich in dem Mädchen, das sich in eine Taube verwandeln kann, eine Erinnerung an die Schwanenjungfrauen erhalten hat. Das wird bestätigt durch eine Vergleichung des Märchens mit einer Form des deutschen Mythus. Auch in der Wölundrsage (Grimm, Deutsche Mythologie 241) nämlich sind Tauben an die Stelle der Schwäne getreten. Als sie die Erde berühren, werden sie Jungfrauen. Der Held nimmt ihnen die Kleider weg und giebt sie ihnen erst wieder, als eine von ihnen bereit ist, ihn zum Manne zu nehmen.

Der Aufgaben, bei denen der Held oder seine Gefährten ihre Stärke und List zeigen können, giebt es von den Taten des Herakles an in den Sagen der verschiedensten Völker eine grosse Zahl. Auch die Mithülfe von Tieren ist sehr häufig. Der treue Diener, der seinen Herrn schnell an den gewünschten Ort bringt und ihn mit den besten Speisen und Getränken versieht, leistet hier, was sonst der Wunschmantel (Grimm 122), der Wunschring (92), der Wünschhut (197) oder der Wunschsattel (193) und das Tischleindeckdich (36) oder das Tüchleindeckdich (54) zuwege bringen. Dienstbare Geister, die ihre Herren durch die Luft tragen, sind in den Märchen von „Tausend und eine Nacht“ häufig. Wie hier der Ball den Weg zeigt, so läuft in dem Märchen von den sechs Schwänen dem König ein von der weisen Frau geschenktes Knäuel Garn voraus und geleitet ihn zu dem einsamen Schloss im Walde. Im Märchen von Spindel, Weberschiffchen und Nadel (Grimm 188) läuft die Spindel aus der Hand des Mädchens ins Freie und führt den Königssohn ins Haus. Das Beil und das Horn, die der Schütz

den Kaufleuten abgewinnt, sind zu vergleichen mit dem Ranzen, dem Hütlein und dem Hörnlein des deutschen Märchens (Grimm 54). In einem Schwank des Hans Sachs kommt aus einem Esel mit jedem Schlage, den man ihm auf den Schwanz giebt, ein Landsknecht hervor. Die als Trommelfell verwandte Haut des Esels leistet denselben Dienst. In einem dänischen Märchen kommen aus einer Patrontasche mit jedem Schlage darauf Hunderttausend Mann zu Fuss und zu Pferde oder aller Art Musikanten heraus. (Noch andere Stellen bei Grimm in der Anm. zu 54.) Wie im russischen Märchen, geben im deutschen und dänischen die Besitzer der Wunderdinge dieselben fort für die Macht, sich immer reichlich mit Speise und Trank zu versorgen, verlieren aber diese Macht gleich wieder an den ursprünglichen Inhaber. Überall werden die hervorgezauberten Streitkräfte schliesslich gegen einen widerspenstigen König gebraucht. Verwandt ist der Knüppel aus dem Sack. Das dreimalzehnte Königreich hinter den dreimalneun Landen ist in den russischen Märchen eine sehr gewöhnliche Bezeichnung (vgl. No. 5) für „das Ende der Welt“ der deutschen Märchen.

---

3. Der Schatz.

Af. II. 144. Wenn der Teufel hier in Bocksgestalt vorgestellt wird, so hat er darin die Erbschaft des slavischen bösen Gottes, des Tschernobog, angetreten (Friedrich, Symbolik und Mythologie der Natur S. 486). Auch bei den Deutschen erscheint der Teufel so. Das Märchen „Des Herrn und des Teufels Getier“ (Grimm 148) schliesst: „Darum haben alle Geisse Teufelsaugen und abgebissene Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an.“ Die Hexen verehren ihren Meister in der Gestalt eines schwarzen Bockes (Grimm, Deutsche Mythologie 557). In seiner Gestalt bewacht der Teufel auch unterirdische Schätze. Im

Schloss zu Hummelshausen ist ein in einer Kiste verwahrter Schatz vergraben, worauf ein schwarzer Bock liegt. (Friedrich a. a. O.)

---

4. Vom ungläubigen Mamai.

Af. II. 182. Aus dem Gouvernement Archangel.

Die „Geschichte vom Kampfe mit Mamai" ist auch handschriftlich überliefert und in einem Volksbuche gedruckt.

Die Schlacht auf dem Kulikowofelde (am oberen Don im Gouvernement Tula südlich von Moskau) ist historisch und fällt in das Jahr 1380. Hundertvierzig Jahre lastete die Mongolenherrschaft schon auf dem Lande, als es Dmitri, der Sohn Iwans, Grossfürst von Moskau, wagte, dem Khan Mamai den bis dahin bezahlten Tribut zu verweigern, und das Volk und die Grossfürsten des östlichen Russland zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft sammelte. Auf dem Kulikowofelde wurden die Tataren geschlagen. Der Grossfürst erwarb sich hier den Namen „der Donische". Wurde auch dadurch der Bestand der Mongolenherrschaft vorläufig noch nicht bedroht, so richtete doch dieser erste schwere Schlag, der gegen die Unterdrücker geführt wurde, die Hoffnungen des unterjochten Volkes wieder auf. Erzählungen und vermutlich auch Lieder hielten die Erinnerung an den Sieg wach. Vor allem aber hat die Kirche, die mit ihrer festen Organisation und ihrem äusseren Glanze dem asiatischen Reitervolke solche Achtung einflösste, dass es nicht wagte, ihre Einrichtungen anzutasten, das Verdienst, in der schweren Zeit den Mut des Volkes durch den Hinweis auf die für die Frommen stets bereite Hülfe Gottes immer wieder neu belebt zu haben. Die Diener der Kirche stellten ihren Pfarrkindern in ihren Predigten und Sendbriefen vor, dass Gott ihnen die Knechtschaft für ihre Sünden gesandt habe, und riefen sie zur inneren Erneuerung auf. Solche Gedanken brechen in unserer Erzählung überall durch. Eine von Gott gesandte Streitmacht führt den Sieg herbei.

Die Macht des bösen Geistes, der dem Fürsten den Plan zu fliehen eingegeben hat, wird gebrochen, als dieser die Heiligen erwähnt. Die Reden Dmitris auf der Birke erinnern geradezu an eine Stelle aus einer auf uns gekommenen Rede des Metropoliten von Kiew, Kyrills II. (1243—1280): „Welchen Gewinn haben wir, dass wir die göttlichen Gesetze verlassen haben? Hat uns nicht Gott auf dem Angesicht der ganzen Erde zerstreut? Sind nicht unsere Städte genommen? Sind nicht unsere Fürsten gefallen unter dem scharfen Schwert? Sind nicht unsere Kinder in die Gefangenschaft geführt? Sind nicht die heiligen Kirchen Gottes verödet? Mühen wir uns nicht täglich unter den ungläubigen und ehrlosen Heiden? Und alles das ist über uns gekommen, weil wir die Gebote unserer heiligen Väter nicht achten.“*) Die geschilderten Kulturzustände gehören einer frühen Zeit an. Dazu ist die Sprache der Erzählung reich an altertümlichen Worten und Wendungen. Sie wird also auf eine Vorlage zurückgehen, die nicht lange nach der Schlacht auf dem Kulikowofelde entstanden ist. Der durchgehende poetische Charakter der Darstellung (Fülle des Ausdrucks, formelhafte Wendungen, breite und anschauliche Schilderungen, Vergleiche) legt die Vermutung nahe, dass die ursprüngliche Form der Abfassung die epische gewesen ist, was Jakob Grimm auch für einige der von Dietrich herausgegebenen Märchen angenommen hat. Diese Kunstform ist bei den Russen schon vor der Tatarenzeit zu hoher Blüte entwickelt worden. Ein hervorragendes Beispiel ist in dem „Lied vom Zuge Igors“ aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts erhalten.

Die Stellen, in denen von der Absendung eines Heeres durch den Schweden- und den Türkenkönig die Rede ist, gehören zusammen. Die Zusammenstellung entspricht dem in der Erzählung herrschenden Parallelismus. Da man aber nichts davon erfährt, wie die entsandten Truppen in

*) Die Stelle bei Poljevoi, Istorija russkoi slovjesnostji (Geschichte der russischen Litteratur) I. 109.

der Schlacht zur Verwendung kommen und die betreffenden Stellen auch sonst nicht mit der übrigen Darstellung verknüpft sind, so scheinen sie später eingelegt zu sein.

---

5. Prinzessin Kröte.

Af. II. 150. Aus dem Gouvernement Saratof.

Das Wort, das ich mit „Kröte" übersetzt habe, heisst eigentlich „Frosch". Da dieser im Russischen Femininum ist, kann sich leichter eine Prinzessin dahinter verbergen. Im Deutschen kann nur der Bräutigam der Frosch sein (Grimm 1. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.); die Braut ist eine Kröte bei Grimm 63 (Die drei Federn). Ausser diesen beiden deutschen Märchen sind im ganzen zu vergleichen Hans mein Igel (Grimm 108) und das Eselein (144). Wie hier Igel und Esel so tritt in einem serbischen und in einem italienischen Märchen eine Schlange an die Stelle des Frosches. Auch die Sage von der Melusine gehört hierher. In anderen russischen Märchen spielt eine Schildkröte, eine Natter, ein Krebs, ein Affe dieselbe Rolle. (Af. in der Anmerkung zu den Märchen.) Eine in einer Hütte im Walde wohnende Alte kommt in den russischen Märchen sehr häufig vor. Sie heisst meist Bába Jagá. Ihre Hütte steht auf Hühnerfüssen und ist mit der Rückseite dem Walde, mit der Vorderseite dem Ankommenden zugewandt. Die Alte reitet auf einem eisernen Klotz und verwischt ihre Spur mit einem Besen. Wenn sie einherfährt, heulen die Winde, bebt die Erde, biegen sich unter Krachen die alten Bäume. Sie ist im Besitz feuerschnaubender Pferde, schnell schreitender Stiefel, des fliegenden Teppichs, der von selbst spielenden Harfe und des von selbst schlagenden Schwertes. In Gestalt einer schwarzen Wolke jagt sie hinter den verfolgten Helden her. Von dem Drachenweibe wird zum Teil dasselbe erzählt wie von ihr. (Auch die Hütte der Drachen steht in No. 6 auf einem Hühnerfuss.) In ihrer Gewalt befinden sich drei geheimnisvolle

Reiter, ein weisser, ein roter und ein schwarzer. (Tag, Sonne und Nacht?) Ihre Beine sind von Knochen, Brüste und Zähne von Eisen. Der Kopf ist gleich einer Keule und mit wirren Haaren bedeckt.*) Eine ähnliche Figur ist in der deutschen Sage Frau Holle. Diese hat neben der göttlichen Gestalt auch das Aussehen einer hässlichen, langnasigen, grosszahnigen Alten, mit struppigen, eng verworrenen Haaren. Ebenso ist die Frau Berchta ein fürchterliches, kinderschreckendes Scheusal mit langer Nase und zottigem Haar (Grimm, Deutsche Mythologie 168—170). Beide sind auch Spinnerinnen wie die Bába-Jagá. Wie in unseren, so stehen auch sonst in den russischen Märchen nicht selten an Stelle der einen Person drei. Der schreckhafte Charakter tritt zurück, und sie spielen die Rolle von einer Art Schicksalsgöttinnen. Weise Waldfrauen kommen auch bei den Deutschen und Celten vor. Den Zusammenhang zwischen diesen und den den Schicksalsfaden drehenden und befestigenden drei Nornen und den das Schicksal der Helden bestimmenden Walkyrien hat Grimm (D. M. 242—243) gezeigt. Alle diese Wesen stehen wiederum in engster Verbindung mit den weissagenden Schwanenjungfrauen. In diesen Zusammenhang meine ich auch die russischen Waldfrauen hineinziehen zu können. Ihre Verwandtschaft mit den Nornen ist ohne weiteres deutlich. Wie die Schwanenjungfrauen können sie fliegen, und zwar mit Hülfe eines Teppichs, wie jene mit dem Federkleide, das sie ablegen können. Die Hühnerfüsse, auf denen ihre Hütte steht, sind dann ein Überrest der ursprünglichen Vogelgestalt ihrer Bewohnerinnen. So hat die Frau Bertha als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu den Schwanenjungfrauen einen Gänsefuss behalten (Grimm, D. M. 173). Dass die Schwanen- oder Gänsegestalt nicht immer festgehalten wird, geht aus der Wölundrsage (Anm. zu No. 2) hervor, wo an Stelle der Schwäne Tauben stehen.

---

*) Afanassjeff, Poetitscheskija voszrenija Slavjan na prirodu (Poetische Naturanschauung der Slaven) III. 587.

Ähnlich wie die Waldfrau sagt der Teufel bei Grimm (K. u. H. M. 29): „Ich rieche, rieche Menschenfleisch, es ist hier nicht richtig", und der Vogelgrif (165): „Frau, i schmöke ne Christ".

---

6. Iwan Aschensohn.

Af. I. 75. Kleinrussisch aus dem Gouvernement Tschernigof.

In diesem Märchen ist der Gehalt an mythischen Vorstellungen am grössten. Sie treten noch dazu mit grosser Frische und Unmittelbarkeit zu Tage. Man hat längst erkannt, dass der mythische Grund der Sagen von Drachenkämpfen, die sich bei vielen Völkern finden, eine symbolische Darstellung des Kampfes zwischen Licht und Finsternis ist; kaum irgendwo aber ist wie hier dieser Zusammenhang noch ganz deutlich. Der Drache ist es, der die Finsternis verursacht, und, als sein Kopf zerschlagen ist, scheint wieder die Sonne. Schon in der babylonischen Schöpfungssage begegnet der Kampf des Lichtgottes Marduk mit der das finstere chaotische Urwasser darstellenden siebenköpfigen Schlange Tiamat.*) Des Lichtgottes Apollon durch Lieder und mimische Darstellungen gefeierte Grosstat, deren Kenntnis unter den griechischen Stämmen weit verbreitet ist, ist die Erlegung des Drachen Python. Nach ihr heisst der Gott der pythische.**) Simrock deutet den Mythus von dem Kampfe Thors mit Hymir und der Midgardschlange als den Streit des Frühlingsgottes mit dem Winter. Odin besiegt als Sonnen- und Frühlingsgott einen Drachen.***) Auch Siegfried, der menschliche Held, der in der deutschen Sage dem Lichtgotte verwandt ist, ist ein Drachentöter. Der „Aschensohn" hat also eine sehr vornehme mythische Verwandtschaft. Grimm verweist in der Anmerkung zu

---

*) Delitzsch, Babel und Bibel I. S. 32.

**) Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie unter Apollon.

***) Roscher, Apollon und Mars. Leipzig 1873. S. 42 Anm. 74.

dem Märchen vom gestohlenen Mond (175) auf ein finnisches Märchen, in dem Sonne, Mond und Morgenrot sich in der Gewalt dreier Drachen befinden, die nachher von drei kühnen Jünglingen mit Hülfe von Wölfen getötet werden. Inwieweit bei den Erzählungen von den übrigen drachentötenden Helden und Heiligen*) noch die mythische Grundvorstellung bewusst mitgewirkt hat, ist schwer zu entscheiden. Dass es bei den meisten überhaupt der Fall ist, ist nicht wahrscheinlich. Das Schema des Drachenkampfes war einmal da und wurde nun im wesentlichen einfach auf neue Helden übertragen.**)

Auf die Überwindung des Winters durch den Frühling ist auch ein wendisches Märchen bei Haupt, Sagenbuch der Lausitz II. 314, von dem Herausgeber gedeutet worden: Eine Frau wird von ihrem Manne mit Kühen auf die Weide geschickt. Sie schläft ein, und als sie aufwacht, sind die Kühe verschwunden. So geschieht es dreimal. In der Heide begegnet ihr ein Bär, der zu einem Manne wird und sie zwingt, in einer Felshöhle mit ihm zu leben. Wenn er fortgeht, wälzt er einen grossen Stein vor die Thür. Hier gebiert die Frau einen Sohn, der, als er sieben Jahr alt ist, den grossen Stein fortschiebt. Die Frau gelangt mit ihm zu ihrem Manne zurück. Dieser muss dem Sohne

---

*) Eine Liste der bekanntesten Drachentöter bei Grimm, Deutsche Mythologie S. 707.

**) Im Orient hat sich die hier aus Babylon eingeführte Sage bis in die christliche Zeit erhalten, wo sie in den Legenden mehrerer Heiligen zu neuem Leben erwacht. Diese Legenden haben ihren Weg in das Abendland mit dem Vordringen des Christentums selbst gefunden. Die Aufnahme war um so leichter, als die Mythen von den mit Drachen kämpfenden Göttern und Helden bei den europäischen Völkern bereits seit den ältesten Zeiten vorhanden waren. Da sie sich bei Slaven, Griechen und Deutschen finden, ist zu schliessen, dass sie ihnen bereits in ihrer gemeinsamen Urheimat bekannt waren. Dass ein sehr alter Zusammenhang zwischen den Drachensagen dieser Völker und der babylonischen Schöpfungssage besteht, glaube ich weiterhin zeigen zu können. Bei dem Versuch, diesen Zusammenhang zu erklären, würde man aber auf Vermutungen angewiesen sein.

einen drei Mühlsteine schweren Stock machen, mit dem er auf die Wanderschaft geht. Er besiegt ein kleines, aber sehr starkes Männchen, das ihm ein Schwert geben muss. Mit diesem erschlägt er in einem unterirdischen Schlosse einen siebenköpfigen Drachen und befreit dadurch eine schöne Jungfrau. Die schlafende Frau ist die im Herbst zur Ruhe gehende Mutter Erde. Im Winter gerät sie in die Gewalt des Bärengestirns. Darnach gebiert sie den jungen Frühling. Nach den sieben Wintermonaten (den sieben Jahren) befreit er sich und die Mutter. Der zweite Teil, die Befreiung der Jungfrau, veranschaulicht denselben Vorgang unter dem Bilde des Drachenkampfes. Diese an sich ansprechende Deutung erfährt eine erfreuliche Bestätigung durch die Vergleichung mit dem russischen Märchen, dessen Deutung ja feststeht. Auch hier muss der Vater dem Sohn einen schweren Knüttel machen, mit dem dieser auszieht und den Drachen, der die Finsternis verursacht, tötet. An Stelle der Siebenzahl aber tritt im russischen Märchen die Zwölfzahl auf. Der Drache hat zwölf Köpfe,*) und das Drachenweib leckt zwölf Thüren durch; der Held liegt auch zwölf Jahre in der Asche.**) Die Zwölfzahl ist zweifellos auf die zwölf Monate des Jahres zu beziehen. Dem Apollon wurde an jedem Neumondstage, also zwölf Mal im Jahre, ein Opfer dargebracht. Davon hatte er den Beinamen Neomenios. Die Sitte ist alt; auch das Apollonfest, an dem Odysseus (Odyssee XIX. 307) zurückkommt, fällt auf den Neumond.***) Die Neumonde feiern auch die Babylonier und die Israeliten. Darnach ist

*) Auch hier scheint die Sonne wieder nach Vernichtung eines bestimmten Kopfes, der aber nicht näher bezeichnet ist. In dem wendischen Märchen verliert der Drache seine Macht, nachdem ihm der mittelste von den sieben Köpfen abgehauen ist.

**) Das plötzliche Erwachen der Kraft auch sonst in deutschen Märchen, z. B. Grimm 90. Hans mein Igel (Grimm 108) liegt acht Jahre hinter dem Ofen und zieht dann aus.

***) Roscher, Apollon u. Mars 23ff. Auch dem römischen Mars, der ebenfalls ursprünglich ein Lichtgott ist, und dem die zwölf Salier dienten, wurden an den Neumonden Feste gefeiert.

es wahrscheinlich, dass in dem russischen Märchen nicht die Überwindung des Winters durch den Frühling, sondern der sich durch das ganze Jahr hinziehende Kampf zwischen Licht und Finsternis überhaupt dargestellt ist.

Ähnlich wie der Aschensohn einen Knüttel probiert, versucht der „Bärensohn" in einem serbischen Märchen (Grimm K. u. H. M. III 339) seinen Kolben. Dieser lässt ihn sich auf den Rücken fallen.

Die aufgehängten Handschuhe, aus denen Blut fliessen soll, wenn der Held Hilfe braucht, erinnern an das Messer, das (Grimm 60) von den zwei Brüdern in den Baum gestossen wird und das rostet, wenn einer von beiden in Gefahr ist. Übrigens ist das Motiv in der vorliegenden Fassung des Märchens nicht ausgenutzt.

Der Rabe als leichenfressender Vogel stellt sich ein, wo jemand stirbt. Zu seiner Verwendung als Bote sei nur an Hugin und Munin, die Raben des Odin, erinnert.

Nachdem Iwan den Drachen erschlagen, muss er auch dessen Sippe bekämpfen. Die Drachentöchter verwandeln sich in die Wiese mit den Kissen, den Apfelbaum und die Quelle. In einem ähnlichen russischen Märchen verwandelt sich das Drachenweib in ein goldenes Bett; würde der Held sich darauf gelegt haben, so hätten ihn daraus emporschlagende Flammen verzehrt.*) Die Kissen unseres Märchens aber kann man nicht, wie der russische Gelehrte will, diesem goldenen Bette ohne weiteres gleichsetzen und so eine symbolische Beziehung konstruieren.*) Denn das

*) Afanassjef, Poet. Naturansch. d. Slaven II 536.

**) Afanassjef sieht in den Kissen ein Symbol der Gewitterwolke, eine Deutung, die er dann auch folgerichtig auf den Baum und den Quell ausdehnt. Neben der Verwandtschaft zwischen den Drachentöchtern und dem Drachen, dem Symbol der Finsternis, ist dafür doch wohl der Umstand, dass aus allen dreien Blut hervorfliesst, massgebend gewesen. Ist aber einmal der Baum ein verwandeltes animalisches Wesen, so ist es auch ohne jede mythische Beziehung verständlich, dass er blutet, wenn er geschlagen wird. In einer Sage aus Kärnten (Mannhardt, Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme I. 38.) wird ein Mädchen durch einen Fluch der Mutter in einen Ahornbaum verwandelt. Ein Spielmann will

goldene Bett kommt dem Drachen zu als dem Hüter unterirdischer Schätze. Von derartigen Vorstellungen findet sich aber keine Spur in dieser Sage. Überdies sind die Kissen hier nur Zubehör; die Wiese ist die Hauptsache. Diese gehört eng zusammen mit Apfelbaum und Quell; alle drei sind Symbole der Fruchtbarkeit. In welchem Zusammenhange sie als solche mit dem Drachen stehen, wird sich im folgenden zeigen.

Die Schmiede, die hier die Namen der Heiligen Kosmas und Damian erhalten haben, sind die Hüter des Feuers und also geeignet, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen. Sie führen den Hammer wie Thor im Kampfe gegen die Winterriesen. Diese Heiligen kommen als Schmiede in Verbindung mit dem Drachen auch in einer bei Afanassjef (Poet. Naturansch. I. 561) mitgeteilten Erzählung vor: Kusma-Demian (die beiden sind hier in eine Person zusammengezogen) spannt am Dnjepr einen Drachen vor den von ihm geschmiedeten Pflug und lässt ihn ackern. Aus dem Flusse lässt er ihn nicht trinken, sondern jagt ihn bis zum Schwarzen Meer. Der Drache trinkt das halbe Meer aus und platzt dann, Ströme Wassers von sich gebend. Afanassjef deutet diese Form des Mythus darauf, dass mit der ersten regenspendenden Gewitterwolke die durch den Drachen dargestellte Macht des Winters gebrochen und der Acker fruchtbar wird. Auch nach germanischer Auffassung sinkt allerdings der Winterriese mit dem ersten Frühlingsgewitter zusammen, seine Burg, die Wolke zerfällt und zerfliesst in

---

sich von dem Baum einen Zweig zum Bogen schneiden; da quillt Blut heraus. Sagen von blutenden Bäumen sind überhaupt bei den germanischen Stämmen sehr zahlreich. Sie alle finden ihre Erklärung in einer Verschmelzung von Mensch (oder Tier) und Baum. Ein bei Mannhardt (a. a. O.) mitgeteiltes Volkslied leitet zu ähnlichen Vorstellungen bei den Slaven über. Bei dem Baum kommen demnach der oben gegebenen Deutung weit verbreitete Vorstellungen entgegen, und derselben Erklärung für das Bluten der Kissen auf der Wiese und der Quelle steht, zumal in diesem Zusammenhange, nichts entgegen. Auch sie bluten also, weil sie durch Verwandlung aus den Drachentöchtern entstanden sind.

wohlthuenden Regen.*) Ich sehe aber keinen Grund, den Drachen der russischen Sage als Gewitterwolke zu deuten. Klar ist nur, dass von dem toten Drachen selbst eine befruchtende Kraft ausgeht. Das lässt sich als zum alten Bestande der Sage gehörig erweisen. In dem Namen Delphyne (delphys = Mutterleib), den der von Apollon getötete Drache neben Python trägt, hat bereits O. Müller (bei Schreiber, Apollon Pythoktonos, Leipzig 1873. S. 85.) einen Hinweis auf die „prolifike Kraft der Natur“ gesehen. Der Name des babylonischen Drachen Tiamat (hebr. tehom = tiefe Wassermasse) bedeutet nach Delitzsch (S. 34.) das finstere wässerige Chaos. Nachdem Marduk ihn getötet, zerteilt er ihn und bildet aus der einen Hälfte den Himmel, aus der anderen die Erde, „durch das Himmelsgewölbe gleichzeitig die oberen Wasser von den unteren scheidend.“ Der biblische Schöpfungsbericht hat das letzte übernommen. Auch in der babylonischen Sage treten also die beiden Hauptpunkte deutlich hervor: Das Licht überwindet die Finsternis, und die befruchtende Feuchtigkeit geht aus der die Finsternis verursachenden Substanz hervor. Jetzt wird es verständlich, wenn sich in dem übersetzten Märchen die Drachentöchter in Wiese, Baum und Quell verwandeln. Licht und Feuchtigkeit sind die Grundbedingungen alles organischen Lebens: so kann man nunmehr den Gedanken formulieren, der in grauer Vorzeit in die Form der Drachensage gekleidet worden ist, und der, dieser Form noch nicht völlig entkleidet, in der Schöpfungsgeschichte der Genesis fortwirkt.**)

---

*) Mannhardt, Germ. Mythen bei Roscher, Apollon und Mars. S. 43.

**) Ich bin der Meinung, dass dies Resultat auch die Deutung der grossen Masse der übrigen einzelnen Drachensagen beeinflussen wird, kann das hier aber nicht weiter ausführen. Nebenbei erweist sich die Richtigkeit der Ableitung des Namens Python von pythein = faulen lassen.

1. Ein unbedachtes Wort.

In einem Dorfe lebte einmal ein alter Mann mit seiner Frau in grosser Armut. Als der Sohn in die Jahre gekommen war, sagte die Frau zu ihrem Manne: „Es wird Zeit, unsern Sohn zu verheiraten.“ — „Nun, so geh und wirb für ihn.“ Da ging sie zu ihrem Nachbarn und warb für ihren Sohn um seine Tochter.

Der Nachbar schlug sie ihr ab. Sie ging zu einem anderen Bauern, und auch der schlug es ihr ab, und zum dritten, und der wies ihr die Thür. Im ganzen Dorfe ging sie Haus bei Haus, aber niemand wollte ihr seine Tochter geben. Da ging sie wieder nach Hause: „Ach, Alter! Mit unserem Jungen stehts schlecht.“ — „Wieso?“ — „Auf allen Höfen bin ich herumgelaufen, niemand will ihm seine Tochter geben.“ — „Schlimmes Ding!“ sagte der Alte; „bald wirds Sommer, und einen andern Arbeiter bekommen wir nicht. Geh in ein anderes Dorf, Alte; vielleicht findest du da eine.“ Die Alte machte sich auf in ein anderes Dorf, von einem Ende bis zum andern ging sie auf allen Höfen herum — nichts und wieder nichts — wohin sie auch kam, überall gaben sie ihr einen Korb. Wie sie von Hause fortgegangen war, so kam sie auch nach Hause zurück. „Nein“, sagte sie, „niemand will mit uns armen Leuten Verwandtschaft haben.“ — „Wenns so ist“, antwortete der Alte, „dann lege dich nur wieder aufs Ohr und lauf dir nicht länger die Beine ab.“ Da wurde der Sohn betrübt, trat zu seinen Eltern und sprach: „Lieber Vater und liebe Mutter! Gebt mir euren Segen, ich will gehen und selbst mein Glück versuchen.“ „Wohin willst du denn gehen?“ — „Nun, immer der Nase nach!“ Da segneten sie ihn und liessen ihn von sich in die weite Welt. Der Bursch kam auf die grosse Strasse, da fing er bitterlich an zu weinen,

und im Gehen sagte er zu sich selbst: „Bin ich denn wirklich schlechter als alle andern auf der Welt, dass nicht ein Mädchen mich heiraten will? Ich glaube, wenn der Teufel selbst mir eine Braut geben wollte, ich würde sie nehmen!“ Plötzlich trat, wie aus dem Boden gewachsen, zu ihm ein alter, alter Mann: „Guten Tag, guter Junge!“ — „Guten Tag, Alter!“ — „Wovon sprachst du eben?“ Der Bursche erschrak und wusste nicht, was er antworten sollte. „Fürchte dich nicht vor mir! Ich thue dir nichts Böses, und vielleicht sogar — kann ich deinem Kummer abhelfen. Sprich nur ohne Scheu!“ Da erzählte ihm der Bursche alles der Wahrheit gemäss: „Ach ich Armer! Kein einziges Mädchen will mich nehmen. Wie ich nun so wanderte, da kam der Gram über mich und da hab' ich gesagt: Wenn mir auch der Teufel eine Braut geben wollte, ich würde sie nehmen!“ Der Alte lachte und sagte: „Geh nur hinter mir, ich werde dir eine liebe Braut nach deiner Wahl verschaffen.“ Sie kamen an einen See. „Wende dich mit dem Rücken nach dem See und geh rückwärts!“ befahl der Alte dem Burschen. Kaum hatte er sich umgedreht und war ein, zwei Schritte gegangen, als er sich in einem steinernen Palaste unter dem Wasser befand; alle Gemächer waren herrlich ausgeschmückt und kunstvoll bemalt. Der Alte bewirtete ihn mit Speise und Trank; dann führte er zwölf Mädchen herein, eine immer schöner als die andere: „Suche dir eine aus, die dir gefällt! Welche du wählst, die will ich dir zur Frau geben.“ — „Das ist nicht so einfach! Lass mich die Sache bis morgen früh bedenken, Alterchen.“ — „Nun, so bedenks dir!“ sagte der Alte und führte ihn in ein besonderes Gemach. Der Bursche legte sich schlafen und grübelte: „Welche soll ich nehmen?“ Plötzlich öffnete sich die Thür, und herein zu ihm trat ein schönes Mädchen: „Schläfst du, guter Jüngling, oder nicht?“ — „Nein, schönes Mädchen, der Schlaf will nicht kommen, ich muss immer nachdenken, welche Braut ich mir wählen soll.“ — „Ich bin gerade zu dir gekommen, dir einen Rat zu geben; weisst du, guter Jüngling, du bist in des Teufels Haus ge-

raten. Nun höre: wenn du noch länger auf der schönen Welt leben willst, so thu, wie ich dir sage. Thust du's nicht, so kommst du hier nicht lebend heraus.“ — „So sprich nur, schönes Mädchen, mein Lebtag werde ichs dir nicht vergessen.“ — „Morgen wird der Böse die zwölf Mädchen herausführen, eine wie die andere; dann merke auf und wähle mich: auf meinem rechten Auge wird eine Fliege sitzen — das soll das Zeichen sein!“ Und dann erzählte das schöne Mädchen von ihrem eigenen Geschick. „Kennst du vielleicht in dem und dem Dorfe den Popen? Ich bin seine Tochter, dieselbe, die vor neun Jahren aus dem Hause verschwunden ist. Einmal war der Vater auf mich böse, und im Zorne sagte er: Dass dich die Teufel holen! Ich ging hinaus auf die Vortreppe und weinte — mit einem Male packten mich die Bösen und brachten mich hierher; und so muss ich denn jetzt mit ihnen leben.“ Am Morgen führte der Alte die zwölf Mädchen herein, eine wie die andere, und forderte den guten Burschen auf, die Braut zu wählen. Der sah genau hin, und bei der eine Fliege auf dem rechten Auge sass, die nahm er. Dem Alten that es leid, dass er sie fortgeben sollte; er stellte die schönen Mädchen in anderer Reihenfolge auf und hiess ihn noch eine wählen; der gute Bursche bezeichnete ganz dieselbe. Der Böse zwang ihn, zum dritten Male zu wählen, und wieder fand er seine Liebste heraus. „Nun, so ist es dein Schicksal, führe sie in dein Haus.“ Sogleich befand sich der Bursche mit dem schönen Mädchen am Ufer des Sees, und bis sie auf die grosse Strasse gelangten, gingen sie rückwärts. Da machten sich die Bösen auf, sie einzuholen. „Totschlagen wollen wir“, so riefen sie, „unser Mädchen!“ Sie guckten: keine Spur führte vom See fort, alle ins Wasser! Da liefen sie und suchten und — kehrten unverrichteter Dinge zurück.

Der gute Bursche führte seine Braut in ein Dorf und blieb mit ihr vor dem Hofe eines Popen stehen. Der Pop sah sie und schickte einen Arbeiter hinaus: „Geh und frage, was es für Leute sind.“ — „Wir sind Wanderer, gebt uns

ein Nachtquartier.“ — „Bei mir sind Kaufleute zu Gast, sagte der Pop; und auch ohne die ist's schon zu eng im Hause.“ — „Ach, lass nur, Väterchen“, sagte einer von den Kaufleuten; einen Wanderer muss man immer aufnehmen; sie stören uns ja nicht.“ — „Nun, so lass sie herein!“ Sie kamen herein, grüssten und setzten sich auf ein Bänkchen hinten im Winkel. „Kennst du mich, Väterchen?“ fragte das schöne Mädchen, „sieh, ich bin deine leibliche Tochter.“ Sie erzählte, wie alles gekommen war; da umarmten sie sich und küssten sich und vergossen Freudenthränen. „Und wer ist das?“ — „Das ist mein verlobter Bräutigam; er hat mich wieder auf die schöne Welt zurückgeführt. Wäre er nicht, ich hätte ewig dort bleiben müssen!“ Darnach machte das schöne Mädchen ihr Bündel auf, und in dem Bündel war goldenes und silbernes Geschirr, das hatte sie von den Teufeln mitgenommen. Der eine Kaufmann besah es und sagte: „Ach, das ist ja mein Geschirr; einst sass ich mit Gästen bei Tafel; im Rausche ärgerte ich mich über meine Frau; hol's der Teufel, sagte ich, und warf gleich alles, was ich langen konnte, vom Tische herunter, zur Thür hinaus. Seit der Zeit ist mein Geschirr verschwunden.“ Und es war wirklich so; kaum hatte dieser Kaufmann den Teufel erwähnt, da erschien der Böse sogleich an der Schwelle, packte das goldene und silberne Geschirr zusammen und legte statt dessen Scherben hin.

So gewann sich der Bursche eine prächtige Braut, er heiratete sie und fuhr zu seinen Eltern; die glaubten ihn schon für ewig verloren: es war auch keine Kleinigkeit — mehr als drei Jahre war er nicht zu Hause gewesen, und ihm schien es, als hätte er nur einen Tag bei den Teufeln gelebt.

2. Geh hin — weiss nicht wohin, hol das — weiss nicht was.

In einem Königreich lebte einmal ein König; der hatte keine Frau, und er hielt sich eine ganze Schar von Schützen. Auf die Jagd gingen die Schützen, schossen die flüchtigen Vögel, versorgten des Königs Tisch mit Wild. In dieser Schar diente ein junger Schütz mit Namen Feodot; sicher traf er ins Ziel, niemals schoss er vorbei, und deshalb liebte ihn der König mehr als alle seine Kameraden. Einmal ging er ganz früh, als eben die Sonne aufging, auf die Jagd; er kam in einen dunkeln, dichten Wald und sah: eine Turteltaube sass auf einem Baume. Feodot legte die Flinte an, zielte, drückte los — und zerschmetterte dem Vogel das Flügelchen. Der Vogel flatterte vom Baum auf die kühle Erde. Der Schütz hob ihn auf, wollte ihm den Kopf abreissen und ihn in die Jagdtasche stecken. Da sprach zu ihm die Turteltaube: „Ach, du junger Schütz, reiss mir nicht mein unruhiges Köpfchen ab, scheide mich nicht von der schönen Welt; lieber nimm mich lebend, trage mich in dein Haus, setze mich an das Fensterchen und sieh: Wenn mich der Schlaf befällt, gieb mir einen Schlag mit der umgewandten Rechten — und du wirst dir ein grosses Glück gewinnen.“ Sehr verwunderte sich der Schütz. „Was ist das?“ dachte er, „sieht aus wie ein Vogel und spricht mit menschlicher Stimme! So etwas ist mir doch mein Lebtag nicht vorgekommen.“ Er brachte den Vogel nach Hause, setzte ihn ans Fensterchen und stand selbst und wartete. Es verging einige Zeit — da legte die Turteltaube ihr Köpfchen unter das Flügelchen und schlief ein; der Schütz erhob die rechte Hand und gab ihr mit der Rückseite einen leichten Schlag; da fiel die Turteltaube zur Erde und verwandelte sich in ein Mägdlein, und in ein so schönes — das kann man nicht denken nicht ahnen; nur im Märchen kann mans erzählen. So eine Schöne gabs in der ganzen Welt nicht mehr! Sie sprach zu dem guten Jüngling, zu des Königs Schützen: „Hast

du mich gewinnen können, so sollst du auch mit mir leben; du sollst mein angetrauter Gatte werden und ich dein dir von Gott bestimmtes Weib.“ Darüber wurden sie bald eins. Feodot heiratete sie und lebte in Freuden mit seiner jungen Frau, aber den Dienst vergass er nicht: Jeden Tag, wenn kaum der Morgen graute, nahm er seine Flinte und ging in den Wald; dort schoss er allerlei Wild und brachte es in des Königs Küche. Sein Weib sah, dass er sich bei der Jagd ganz abarbeitete, und sprach zu ihm: „Höre, Lieber, mir ist leid um dich; jeden Tag, den Gott werden lässt, streifst du durch Wälder und Sümpfe, immer kommst du durchnässt nach Hause, und es bringt uns doch nichts ein. Was ist das für ein Gewerbe! Da weiss ich dir eins, das lohnt seinen Mann. Bring nur ein-, zweihundert Rubel zusammen, dann werden wir schon sehen.“ Feodot eilte zu seinen Kameraden: bei dem einen lieh er einen, bei dem andern zwei Rubel, und so sammelte er an die zweihundert Rubel. Die brachte er zu seiner Frau. „So“, sagte sie, „jetzt kaufe für all das Geld allerlei Seide“. Der Schütz kaufte für zweihundert Rubel allerlei Seide. Sie nahm sie und sagte: „Härme dich nicht, bete zu Gott und lege dich schlafen; der Morgen ist weiser als der Abend.“ Der Mann schlief ein, aber die Frau trat hinaus auf die Vortreppe, schlug ihr Zauberbuch auf, und sogleich erschienen vor ihr zwei Geister: „Was wünschest du? sprich!“ — „Nehmt hier diese Seide und macht mir in einer Stunde einen Teppich, und so einen wunderbaren, wie man in der ganzen Welt noch nicht gesehen hat; und auf dem Teppich soll das ganze Königreich gestickt sein, mit Städten und Dörfern, mit Flüssen und Seen.“ Sie machten sich an die Arbeit und nicht in einer Stunde, nein, in zehn Minuten vollendeten sie den Teppich, ein wahres Wunder; sie gaben ihn der Frau des Schützen und waren im Augenblick verschwunden, als wären sie nicht dagewesen. Am Morgen gab sie den Teppich ihrem Manne. „So“, sagte sie, „nun trag ihn auf den Handelshof und verkauf ihn den Kaufleuten und merk dir: fordere nicht selbst;

was sie geben, das nimm.“ Feodot nahm den Teppich, wickelte ihn zusammen, hing ihn über den Arm und ging zu den Handelsreihen. Ihn sah ein Kaufmann, eilte herzu und fragte: „He, mein Bester, willst du den verkaufen?“ — „Ja.“ — „Was soll er kosten?“ — „Du bist ein Mann, der sich auf den Handel versteht, so bestimm du den Preis.“ Der Kaufmann sann und sann, aber er konnte keinen Preis für den Teppich finden — und so bliebs dabei. Ein anderer Kaufmann eilte hinzu, nach ihm ein dritter, ein vierter . ., und es sammelte sich ihrer eine grosse Menge, sie schauten auf den Teppich, bewunderten ihn, und konnten ihn alle nicht schätzen. Zu der Zeit fuhr gerade an den Handelsreihen der Schlosskommandant vorbei, er sah den Auflauf und wollte gern wissen, wovon die Kaufmannschaft sprach. Er stieg aus dem Wagen, trat hinzu und sagte: „Guten Tag, ihr Handelsleute, ihr Gäste von jenseits des Meeres! Wovon spracht ihr eben?“ — „So und so, wir können den Teppich nicht schätzen.“ Der Kommandant besah den Teppich und verwunderte sich selbst. „Höre, Schütz,“ sprach er, „sag mir die reine Wahrheit. Woher hast du so einen prächtigen Teppich?“ — „Meine Frau hat ihn gestickt.“ — „Wieviel willst du dafür haben?“ — „Ich weiss selbst nicht den Preis; meine Frau sagte mir, ich sollte nicht handeln; was man mir giebt, damit soll ich zufrieden sein!“ — „Hier hast du zehntausend!“ Der Schütz nahm das Geld und gab dafür den Teppich. Dieser Kommandant aber ging immer beim Könige aus und ein und trank und ass an seinem Tische. Als er wieder einmal zum Könige zur Tafel fuhr, nahm er den Teppich mit. „Beliebt es Eurer Hoheit nicht zu sehen, was ich heute Schönes gekauft habe?“ Der König schaute hin und sah darauf sein ganzes Königreich, wie auf der flachen Hand. Da rief er aus: „Wahrlich, das ist ein Teppich! In meinem Leben hab ich nicht so ein Kunstwerk gesehen. Ich gebe dir, was du willst, Kommandant, aber den Teppich lass ich dir nicht.“ Sogleich zog der König fünfundzwanzig Tausend hervor und gab sie ihm in die Hand, aber den Teppich hängte er

im Schlosse auf. „Macht nichts,“ dachte der Kommandant, „ich bestelle mir einen andern noch schönern.“ Sogleich ritt er zum Schützen, suchte sein Häuschen auf, trat in die Stube, und sowie er nur des Schützen Frau erblickte — in dem Augenblick dachte er nicht mehr an sich selbst und sein Geschäft; er wusste gar nicht mehr, warum er gekommen war; vor ihm stand eine solche Schönheit, dass er am liebsten die Augen gar nicht mehr von ihr gewandt hätte; immer schaute er und schaute! Freilich war es die Frau eines anderen, aber im Kopfe ging es ihm wirr herum: „Wo hat man je so etwas gesehen, wo so etwas gehört, dass ein einfacher Soldat sich so ein Kleinod gewann! Ich diene doch beim Könige selber, und mir ist der Generalsrang verliehen, aber so eine Schönheit habe ich noch nirgends gesehen!“ Gewaltsam nahm sich der Kommandant zusammen und kehrte mit schwerem Herzen nach Hause zurück. Seit der Zeit war er wie umgewandelt; im Schlafen und Wachen musste er immer an die wunderschöne Schützenfrau denken; Essen und Trinken wollte ihm nicht schmecken, immer stand ihm ihr Bild vor Augen. Der König bemerkte es und fragte ihn: „Was ist mit dir? drückt dich etwas?“ — „Ach, Eure Hoheit; bei dem Schützen sah ich ein Weib — solche Schönheit giebts auf der ganzen Welt nicht mehr; immer muss ich an sie denken, Essen und Trinken schmeckt mir nicht, kein Zaubermittel hilft dagegen!“ Da kam dem Könige selbst das Verlangen, seine Augen an ihr zu weiden, er liess seine Kutsche anspannen und fuhr in die Schützenvorstadt. Er trat ins Gemach und sah sie — eine unvergleichliche Schönheit! Wer sie nur anschaute, alt oder jung, jeder musste sich gleich sterblich in sie verlieben. Im Herzen brannte es ihm. „Warum“, dachte er bei sich, „lebe ich als Hagestolz? Diese Schöne wäre die Rechte für mich; was braucht sie die Frau eines Schützen zu sein? Die ist zur Königin geboren.“

Der König kehrte ins Schloss zurück und sprach zu dem Kommandanten: „Höre! hast du mir die Frau des Schützen, die unvergleichliche Schönheit, gezeigt, so schaffe

mir jetzt auch ihren Mann aus der Welt. Ich selbst will mich mit ihr vermählen; und schaffst du ihn nicht fort, so hast du es dir selbst zuzuschreiben: Wenn du auch mein treuer Diener bist, du kommst an den Galgen!“ Der Kommandant ging und wurde noch trauriger als vorher; ihm fiel nichts ein, wie er den Schützen aus der Welt schaffen sollte. Er ging auf den freien Plätzen und in den engen Gassen umher, da kam ihm eine Hexe entgegen. „Halt! du Diener des Königs! Ich kenne alle deine Gedanken. Willst du, so helfe ich dir in deinem grossen Leid.“ — „Hilf mir, Mütterchen! Was du willst, will ich dir bezahlen.“ — „Dir ist vom König der Befehl geworden, den Schützen Feodot fortzuschaffen. Das hätte nicht viel auf sich; er selbst ist ein einfacher Mann, aber seine Frau hats hinter den Ohren! Nun, wir wollen uns schon etwas für ihn ausdenken, dass er damit nicht so schnell fertig werden soll. Geh zum Könige zurück und sag ihm: hinter den dreimal neun Landen in dem dreimal zehnten Königreich liegt eine Insel; auf der Insel lebt ein Hirsch mit goldenem Geweih. Der König soll ein halbes Hundert Matrosen nehmen, die grössten Taugenichtse, die vertrunkensten Gesellen, und soll für die Fahrt ein altes faules Schiff ausrüsten lassen, das schon seit dreissig Jahren ausser Dienst gestellt ist; auf diesem Schiffe soll er den Schützen Feodot aussenden, den Hirsch mit goldenem Geweih zu holen. Um nach der Insel zu fahren, braucht man, schlecht gerechnet, drei Jahre, und zurück von der Insel wieder drei Jahre, im ganzen sechs Jahre. Kommt aber das Schiff aufs Meer, so fährt es einen Monat, und dann geht es unter, und der Schütz und die Matrosen, alle sinken auf den Grund. Der Kommandant horchte hoch auf bei diesen Reden, dankte der Hexe für ihre Worte, belohnte sie mit Gold, und dann stracks zum Könige. „Eure Hoheit“, sagte er, „so und so, den Schützen kann man schon aus der Welt schaffen.“ Dem König gefiel der Plan, und sogleich erliess er einen Befehl an die Flotte: man solle für die Fahrt ein altes, verfaultes Schiff ausrüsten, mit Vorräten für sechs

Jahre versehen und es mit fünfzig Matrosen bemannen, den grössten Lumpen und vertrunkensten Gesellen.

Nun liefen Eilboten in allen Kneipen und Schänken herum und warben solche Matrosen, dass es eine Lust war, sie anzusehen. Den einen waren die Augen blau geschlagen, anderen war die Nase schief gehauen. Als man dem Könige meldete, dass das Schiff bereit sei, liess er sogleich den Schützen zu sich kommen: „Feodot“, sagte er, „du bist ein tüchtiger Bursch, der erste Schütz in deiner Schar; leiste mir einen Dienst, fahre hinter die dreimal neun Lande in das dreimal zehnte Königreich — da ist eine Insel, auf der Insel lebt der Hirsch mit dem goldenen Geweih; fang ihn lebend und bring ihn hierher.“ Der Schütz dachte nach und wusste nicht, was er antworten sollte. „Ja, denk nur“, sagte der König, „wenn du meinen Befehl nicht ausführst, hier ist mein Schwert — sieh ob dein Kopf dir was wert!“ Feodot machte linksum kehrt und ging aus dem Schlosse. Am Abend kam er nach Hause in tiefer Betrübnis und sprach kein Wort. Da fragte ihn seine Frau: „Worüber härmst du dich, Lieber? Ist dir ein Unheil widerfahren?“ Und er erzählte ihr alles. „Und darüber grämst du dich so? Das ist auch recht was? Ein Spass ists und kein Dienst. Bete nur zu Gott und leg dich schlafen; der Morgen ist weiser als der Abend; es wird alles gut werden.“ Der Schütz legte sich nieder und schlief ein. Seine Frau aber schlug ihr Zauberbuch auf, und sogleich erschienen vor ihr zwei Geister: „Was steht zu Diensten.“ „Geht hinter den dreimal neun Landen in das dreimal zehnte Königreich — nach der Insel, fangt den Hirsch mit dem goldenen Geweih und bringt ihn hierher.“ — „Gut, es soll also geschehen.“ Sogleich eilten sie auf jene Insel, griffen den Hirsch mit dem goldenen Geweih und brachten ihn geradeswegs zum Schützen auf den Hof. Eine Stunde vor Sonnenaufgang hatten sie alles vollbracht und verschwanden, als wären sie niemals dagewesen. Die schöne Schützenfrau weckte ihren Mann frühzeitig und sagte zu ihm: „Geh und sieh, der Hirsch mit dem goldenen Geweih spaziert

auf deinem Hofe. Nimm ihn mit dir auf das Schiff, fahre fünf Tage geradeaus, und am sechsten kehre wieder um.“ Der Schütz sperrte den Hirsch in einen dunkeln, verschlossenen Käfig und brachte ihn auf das Schiff. „Was ist darin?“ fragten die Matrosen. — „Allerlei Vorräte und Arzneien; der Weg ist lang, was braucht man da nicht alles!“

Als die Zeit gekommen war, da das Schiff in See stechen sollte, kam viel Volks, das den Seefahrern das Geleit geben wollte; es kam auch der König selbst, verabschiedete sich von Feodot und setzte ihn als den obersten über alle Matrosen. Fünf Tage fuhr das Schiff auf der See, von den Ufern war schon lange nichts mehr zu sehen, da liess Feodot der Schütz ein Fass Wein von vierzig Eimern auf das Deck rollen und sagte zu den Matrosen: „Trinkt, Brüder, so viel euer Herz begehrt, und thut euch keinen Zwang an!“ Die freuten sich nicht schlecht, machten sich über das Fass her und fingen an zu zechen; bald waren sie so bezecht, dass sie neben dem Fass niedersanken und fest einschliefen. Da setzte sich der Schütz ans Steuer, drehte das Schiff zum Lande und fuhr zurück. Damit die Matrosen nichts davon merkten, wartete er ihnen von Morgens früh bis Abends spät mit Wein auf. Wenn sie eben von ihrem Rausche aufwachten und sich die Augen rieben, stand schon wieder ein neues Fass da. Das war ihnen denn ganz recht für den Katzenjammer. Als das Schiff am elften Tage in den Hafen einlief, zog er die Flagge auf und schoss aus den Kanonen. Der König hörte das Schiessen und eilte sogleich zum Hafen, um zu erfahren, was es da gebe. Als er den Schützen sah, geriet er in Zorn, und in heller Wut fuhr er den Schützen an: „Wie konntest du es wagen, vor der Zeit zurückzukommen?“ — „Wo sollte ich denn noch hin, Eure Hoheit? Mancher Dummkopf fährt vielleicht zehn Jahre auf dem Wasser herum, und es kommt doch nichts Gescheites dabei heraus; aber wir sind statt sechs Jahre im ganzen zehn Tage unterwegs gewesen und haben doch unser Werk vollbracht. Beliebt es den Hirsch mit dem goldenen Geweih zu sehen?“

Sogleich nahmen sie den Käfig vom Schiffe und liessen den Hirsch mit dem goldenen Geweih heraus; der König sah, dass der Schütz Recht hatte und er ihm nichts anhaben konnte. Er erlaubte ihm, nach Hause zu gehen, und die Matrosen, die mit ihm gefahren waren, liess er auf ganze sechs Jahre frei; keiner durfte sie zum Dienst einziehen, weil sie ja schon so lange gedient hatten. Auf den nächsten Tag rief der König den Kommandanten zu sich und fuhr ihn drohend an: „Willst du mich etwa zum besten haben? Dein Kopf scheint dir nicht viel wert zu sein. Du weisst Bescheid — also finde ein Mittel, Feodot den Schützen umzubringen.“ „Eure Königliche Hoheit! lasst mich nachdenken, vielleicht findet sich etwas.“ Der Kommandant ging auf den freien Plätzen und in den engen Gassen umher, da kam ihm die Hexe entgegen: „Halt! du Diener des Königs! Ich kenne deine Gedanken; willst du, so helfe ich dir in deinem Leid.“ — „Hilf, Mütterchen! Sieh, der Schütz ist zurückgekommen und hat den Hirsch mit dem goldenen Geweih gebracht.“ — „Ach, habs schon gehört. Er selbst ist ein einfacher Mann; ihn wegzubringen, wäre nicht schlimm; das geht so leicht, als wenn man eine Prise Tabak schnupft. Aber sein Weib hats hinter den Ohren. Wollen uns schon etwas anderes für ihn ausdenken, womit er so leicht nicht fertig werden soll. Geh zum König und sag ihm, er soll den Schützen senden dahin — weiss nicht wohin, zu holen das — weiss nicht was. Das wird er in alle Ewigkeit nicht fertig bringen; entweder wird man gar nichts wieder von ihm hören, oder er wird mit leeren Händen zurückkommen.“ Der Kommandant lohnte der Hexe mit Gold und eilte zum Könige; der König hörte ihn an und liess den Schützen rufen: „Feodot, du bist ein tüchtiger Bursch, der erste Schütz in deiner Schar. Einen Dienst hast du mir geleistet, — mir den Hirsch mit dem goldenen Geweih geholt; nun leiste mir einen andern: geh dahin — weiss nicht wohin, hol das — weiss nicht was! Und bedenk: wenn du es nicht bringst, hier ist mein Schwert, — sieh, ob

dein Kopf dir was wert.“ Der Schütz machte links um kehrt und ging aus dem Schlosse. Betrübt und nachdenklich kam er nach Hause. Da fragte ihn seine Frau: „Worüber härmst du dich, Lieber? Ist dir ein Unheil widerfahren?“ — „Ach,“ sagte er, „die eine Sorge bin ich glücklich los, und schon habe ich eine neue auf dem Halse. Der König schickt mich dahin — weiss nicht wohin und heisst mich bringen das — weiss nicht was. Wegen deiner Schönheit kommt alles Ungemach über mich!“ — „Ja, das ist kein kleiner Dienst! um dahin zu gelangen, muss man neun Jahre gehen und neun zurück, sind im ganzen achtzehn Jahre; und obs gelingt, Gott weiss!“ — „Was ist zu machen?“ — „Bete zu Gott und leg dich schlafen; der Morgen ist weiser als der Abend. Morgen wirst du alles erfahren.“ Der Schütz legte sich schlafen, aber seine Frau wartete bis zur Nacht; dann schlug sie ihr Zauberbuch auf — und sogleich erschienen vor ihr die zwei Geister: „Was steht zu Diensten?“ — „Wisst ihr nicht ein Mittel? Wie kommt man dahin — weiss nicht wohin und holt das — weiss nicht was?“ — „Nein, das wissen wir nicht!“ Sie machte das Buch wieder zu, und die Geister verschwanden vor ihren Augen. Am Morgen weckte die Schützenfrau ihren Mann: „Geh zum König und bitte ihn um Geld auf den Weg — achtzehn Jahre musst du doch unterwegs sein; wenn du das Geld hast, dann komm und nimm Abschied.“ Der Schütz ging zum Könige, erhielt aus der Staatskasse einen ganzen Beutel voll Gold und kam dann zurück, um von seiner Frau Abschied zu nehmen. Diese gab ihm ein Handtuch und einen Ball: „Wenn du aus der Stadt herausgehst, wirf diesen Ball vor dich; wohin er rollt, dahin geh auch du. Und das hier ist meine eigene Arbeit; wo du auch bist, wenn du dich wäscht, so trockne dir immer das Gesicht in diesem Handtuch.“ Der Schütz nahm Abschied von seiner Frau und seinen Kameraden, neigte sich nach allen vier Himmelsrichtungen und ging am Schlagbaum vorbei aus der Stadt. Da warf er den Ball vor sich. Der Ball rollte und rollte, und er ging immer hinter ihm her.

Als ein Monat herum war, liess der König den Kommandanten zu sich rufen und sagte zu ihm: „Der Schütz ist fort und will achtzehn Jahre in der weiten Welt herumwandern; wahrscheinlich wird er nicht lebendig wiederkommen. Achtzehn Jahre und zwei Wochen — das ist ein Unterschied. Was kann ihm unterwegs nicht alles zustossen! Er hat viel Geld bei sich; da werden ihn Räuber anfallen, ihn ausplündern und umbringen. Jetzt wirds Zeit sein, sein Weib zu gewinnen. Nimm meine Kutsche, fahr in die Schützenvorstadt und bringe sie ins Schloss.“ Der Kommandant fuhr in die Schützenvorstadt zu der schönen Schützenfrau, trat in ihr Haus und sagte: „Guten Tag, du Feine! Der König hat mir befohlen, dich in das Schloss zu führen.“ Sie fuhr zum Schloss; freudig empfing sie der König, führte sie in den vergoldeten Palast und sprach: „Willst du Königin werden? Ich will dich zur Frau nehmen.“ — „Wo hat man je gesehen oder gehört, dass man einem Manne bei seinen Lebzeiten die Frau abspenstig gemacht? Mag er sein, wie er will, und wenn er auch nur ein einfacher Schütz ist, er ist einmal mein angetrauter Gatte.“ — „Wenn du nicht willig folgst, so brauche ich Gewalt!“ Da lächelte die Schöne, warf sich zu Boden, verwandelte sich in eine Turteltaube und flog aus dem Fenster.

Durch viele Reiche und Länder wanderte der Schütz, und der Ball rollte immer weiter. Wo ein Fluss seinen Weg kreuzte, bildete der Ball eine Brücke; wo der Schütz ausruhen wollte, breitete sich der Ball zu einem weichen Bette aus. Ging es langsam, ging es schnell — schnell erzählt sich das Märchen, langsam lebt sich das Leben — der Schütz kam zu einem grossen prächtigen Schlosse; der Ball rollte an die Pforte und verschwand. Da dachte der Schütz: „Gehen wir gerade hinein!“ Er ging die Treppe hinauf in die Gemächer; da kamen ihm drei Mädchen von unbeschreiblicher Schönheit entgegen: „Woher und weshalb kommst du, guter Mann?“ — „Ach, ihr schönen Mädchen, ihr fangt gleich an zu fragen und habt mich noch gar

nicht von dem weiten Wege ausruhen lassen. Erst hättet ihr mir zu essen und zu trinken geben und mich ausruhen lassen und dann erst mich fragen sollen.“ Sogleich deckten sie den Tisch, hiessen ihn sich setzen, brachten ihm zu essen und zu trinken und gaben ihm ein Nachtlager. Als der Schütz ausgeschlafen hatte, stand er auf vom weichen Bette. Die schönen Mädchen brachten ihm Waschwasser und ein gesticktes Handtuch. In dem Quellwasser wusch er sich, das Handtuch aber nahm er nicht. „Ich habe,“ sagte er, „mein eigenes Handtuch, damit werde ich mein Gesicht trocknen“. Er holte sein Handtuch heraus und fing an sich zu trocknen. Da fragten ihn die schönen Mädchen: „Guter Mann, sprich, woher hast du dieses Handtuch?“ — „Meine Frau hat es mir gegeben.“ – „Also bist du mit unserer leiblichen Schwester vermählt!“ Sie riefen ihre alte Mutter und sobald die das Handtuch erblickte, erkannte sie es und rief aus: „Das ist ja meiner Tochter eigenhändige Arbeit!“ Da gings nun an ein Fragen und Forschen. Der Gast erzählte ihr, wie er sich mit ihrer Tochter verheiratet habe und dass der Zar ihn dahin — weiss nicht wohin gesandt hätte, um das — weiss nicht was zu holen.

„Ach, Schwiegersöhnchen, von diesem Wunder habe auch ich noch nichts gehört. Aber warte, vielleicht wissen es meine Diener.“ Die Alte trat auf die Vortreppe hinaus und rief mit lauter Stimme, und plötzlich kamen von überall her allerlei Tiere herzugelaufen, allerlei Vögel herzugeflogen. „Hoi, da seid ihr, ihr Tiere des Waldes, ihr Vögel aus der Luft! Ihr Tiere schweift allewege, ihr Vögel fliegt überall; habt ihr nicht gehört: wie kommt man dahin — weiss nicht wohin und holt das — weiss nicht was?“ Da antworteten alle Tiere und Vögel mit einer Stimme: „Nein, davon haben wir nichts gehört.“ Da entliess die Alte sie, ein jedes an seinen Ort, in die Büsche, in die Wälder, in die Haine Sie kehrte ins Gemach zurück, nahm ihr Zauberbuch, schlug es auf — und sogleich erschienen vor ihr zwei Riesen: „Was ist gefällig?“ — „Das ists, meine treuen

Diener. Bringt mich und meinen Schwiegersohn hinaus auf das weite Weltmeer und bleibt gerade in der Mitte auf dem Grunde stehen!“

Sogleich hoben sie den Schützen mit der Alten auf, trugen sie wie ungestümer Wirbelwind auf das weite Weltmeer hinaus und blieben in der Mitte auf dem Grunde stehen; sie selbst standen wie angewurzelt und hielten den Schützen mit der Alten auf ihren Händen. Da rief die Alte mit lauter Stimme, und heran zu ihr kamen alle Ungeheuer und Fische des Meeres geschwommen; so wimmelten sie durcheinander, dass man das blaue Meer vor ihnen nicht sah. „Hoi, da seid ihr, ihr Ungeheuer und Fische des Meeres! Überall schwimmt ihr, auf allen Inseln kommt ihr herum: habt ihr nicht gehört? Wie kommt man dahin — weiss nicht wohin und holt das — weiss nicht was?“ Da antworteten alle Ungeheuer und Fische des Meeres mit einer Stimme: „Nein, davon haben wir nichts gehört.“ Da drängte sich vor ihnen ein alter lahmer Frosch durch, der sich schon dreizehn Jahre zur Ruhe gesetzt hatte, und sagte: „Qua Qua, ich weiss, wo solch ein Wunder zu finden.“ — „Nun, Lieber, dich kann ich gerade gebrauchen!“ sagte die Alte, nahm den Frosch und befahl den Riesen, sie und ihren Schwiegersohn wieder nach Hause zu bringen. Im Augenblick waren sie wieder im Schlosse. Da fragte die Alte den Frosch: „Wie und auf welchem Wege muss mein Schwiegersohn gehen?“ Der Frosch antwortete: „Der Ort liegt am Ende der Welt, weit, weit. Ich würde ihn selbst geleiten, aber ich bin schon so sehr alt, kaum schleppe ich noch die Beine fort; in fünfzehn Jahren könnte ich nicht so weit hüpfen.“ Da holte die Alte ein grosses Einmacheglas, füllte es mit frischer Milch, setzte den Frosch hinein und gab ihn ihrem Schwiegersohn. „Halte dies Glas in den Händen,“ sagte sie, „der Frosch wird dir den Weg zeigen“. Der Schütz nahm das Glas mit dem Frosch, nahm Abschied von der Alten und ihren Töchtern und machte sich auf den Weg. Er ging, und der Frosch zeigte ihm den Weg. Wars nah oder weit, ging es langsam oder

schnell — er kam zu einem feurigen Flusse; hinter dem Flusse lag ein hoher Berg, und in dem Berge sah man eine Thür. „Qua Qua," sagte der Frosch, „lass mich heraus aus dem Glas; wir müssen über den Fluss". Da nahm der Schütz ihn aus dem Glase und setzte ihn auf die Erde. „Nun setz dich auf mich, guter Jüngling, und sei unbesorgt; wirst mich schon nicht zerdrücken." Der Schütz setzte sich auf den Frosch und drückte ihn auf die Erde; da fing der Frosch an sich aufzublähen, schwoll und schwoll und wurde so gross wie ein Heuschober. Der Schütz musste sich zusammennehmen, dass er nicht herunterfiel. Wenn ich falle, so ists mein Tod, dachte er. So sprang nun der Frosch — sprang hinüber über den feurigen Fluss und wurde wieder ganz klein. „Jetzt, guter Jüngling, geh zu dieser Thür, ich werde dich hier erwarten; geh in die Höhle und versteck dich gut. Nach einiger Zeit werden zwei Alte dahin kommen; höre, was sie reden und thun werden, und wenn sie fort sind, dann rede und thu dasselbe!" Der Schütz ging zum Berge und öffnete die Thür — in der Höhle war es so dunkel, dass man sich die Augen ausstossen konnte. Er tappte mit kleinen Schritten vorwärts und tastete mit den Händen umher. So entdeckte er einen leeren Schrank, setzte sich in denselben und verbarg sich. Nach einiger Zeit kamen zwei Alte und sagten: „Heda, Ursa Mursa, trag auf für uns!" In derselben Minute erstrahlten auf geheimnisvolle Weise Kronleuchter, klapperten Teller und Schüsseln, und auf dem Tische erschienen allerlei Weine und Speisen. Die Alten tranken und assen sich satt und riefen dann: „Heda, Ursa Mursa, räume alles ab!" Plötzlich war alles verschwunden, Tisch und Wein und Speisen, und die Kronleuchter waren alle erloschen.

Als der Schütz hörte, dass die beiden Alten fortgingen, kroch er aus dem Schrank und rief: „Heda, Ursa Mursa!" „Was ist gefällig?" „Trag auf für mich!" Wieder erschienen die strahlenden Kronleuchter, der gedeckte Tisch und allerlei Getränke und Speisen. Der Schütz setzte sich an den Tisch und sagte: „Heda, Ursa Mursa, setz dich zu

mir, Bruder; wir wollen zusammen essen und trinken, allein ists mir zu langweilig.“ Eine unsichtbare Stimme antwortete ihm: „Ach, guter Mann, von wo hat Gott Dich hergeführt? Bald werden es dreizehn Jahre, dass ich den beiden Alten in Treuen diene, und in dieser ganzen Zeit haben sie mich noch nicht ein einziges Mal mit an den Tisch gesetzt.“ Der Schütz schaute und wunderte sich: niemand war zu sehen, aber die Speisen verschwanden von den Tellern, wie wenn einer sie mit einem kleinen Besen wegfegte, die Flaschen hoben sich mit dem Wein von selbst auf, von selbst wurden die Gläser gefüllt und — hast du nicht gesehen — waren sie auch schon leer. Als der Schütz sich satt gegessen und getrunken hatte, sagte er: „Hör einmal, Ursa Mursa! willst du bei mir dienen? Du sollst es gut bei mir haben.“ — „Warum nicht? mir ist es hier schon lange über, und du bist, das seh ich, ein guter Mensch.“ — „Nun, räume alles zusammen und komm mit mir!“ Der Schütz ging aus der Höhle heraus und sah hinter sich — niemand da. „Ursa Mursa, bist du da?“ „Jawohl, sei unbesorgt, ich verlasse dich nicht.“ — „Schön!“ sagte der Schütz und setzte sich auf den Frosch; der Frosch blies sich auf und sprang über den feurigen Fluss; er setzte ihn in das Glas und machte sich auf den Rückweg. Als er zu seiner Schwiegermutter kam, musste sein neuer Diener die Alte und ihre Töchter schön bewirten. Ursa Mursa traktierte sie so, dass die Alte vor Freude beinahe an zu tanzen fing, dem Frosch aber befahl sie für seine treuen Dienste drei Glas Milch täglich zu geben. Der Schütz nahm von seiner Schwiegermutter Abschied und machte sich auf den Weg nach Hause. Er wanderte und wanderte und wurde schrecklich müde. Matt wurden seine schnellen Füsse, schlaff seine weissen Hände. „Ach“, sagte er, „Ursa Mursa, wenn du wüsstest, wie müde ich bin; ich fühle wirklich meine Beine nicht mehr.“ — „Warum hast du mir das nicht schon lange gesagt? Ich hätte dich geschwind an Ort und Stelle gebracht. Sogleich wurde der Schütz wie von einem Wirbelwind in die Höhe gehoben und so hurtig durch die Luft davon getragen,

dass ihm die Mütze vom Kopf fiel. „He, Ursa Mursa, halt einen Augenblick an; meine Mütze ist mir heruntergefallen.“ — „Daran hast du zu spät gedacht, Herr.“ Deine Mütze liegt jetzt fünftausend Werst*) hinter uns.“ Städte und Dörfer, Flüsse und Wälder flogen nur so vor ihren Augen vorüber. Als der Schütz gerade über einem tiefen Meere hinflog, sagte Ursa Mursa zu ihm: „Wenn du willst, schaffe ich dir auf diesem Meere einen goldenen Pavillon. Da kannst du ausruhen und auch noch dein Glück machen.“ — „Nun, so schaff ihn mir,“ sagte der Schütz, und fing an, sich auf das Meer herabzulassen. Wo einen Augenblick vorher noch die Wellen gerauscht hatten, da kam ein Inselchen zum Vorschein und auf dem Inselchen ein goldner Pavillon.

Da sprach Ursa Mursa zum Schützen: „Setz dich in den Pavillon, ruhe aus und schau aufs Meer. Drei Kaufmannsschiffe werden vorbeifahren und an der Insel anlegen; da ruf die Kaufleute herein, bewirte sie schön und verhandele mich für die drei Wunderdinge, die die Kaufleute bei sich führen. Zu seiner Zeit werde ich dann wieder zu dir kommen.“ —

Der Schütz sah von Westen drei Schiffe heransegeln. Als die Schiffsleute die Insel und den goldnen Pavillon sahen, sagten sie: „Wie ist das wunderbar! So oft wir dort gefahren sind, war da nichts als Wasser, und jetzt ist wahrhaftig ein goldner Pavillon da. Wir wollen doch anlegen, Brüder, und schauen und uns daran freuen.“ Sogleich hielten sie das Schiff an und warfen Anker. Die drei Kaufherren setzten sich auf ein leichtes Kähnchen und fuhren auf die Insel. „Guten Tag, guter Mann!“ — „Guten Tag, ihr Kaufleute aus fremden Landen! Thut mir die Ehre und kommt herein zu mir, seid lustig und guter Dinge und gönnt euch eine Rast; eigens für vorbeifahrende Gäste ist ja der Pavillon gebaut.“ Die Kaufleute gingen in den Pavillon und setzten sich auf ein Bänkchen. „Heda! Ursa Mursa! gieb uns zu essen und zu trinken.“ Da er-

*) Werst ungefähr gleich Kilometer.

schien ein Tisch und auf dem Tische Weine und Speisen; was das Herz sich wünschte, alles war im Augenblick erfüllt. Verwundert riefen die Kaufleute: „Wollen wir nicht tauschen! Du giebst uns deinen Diener und bekommst von uns das Wunderding, das dir gefällt.“ — „Was habt ihr denn für Wunderdinge?“ — „Das sollst du gleich sehen.“ Der eine Kaufmann zog ein kleines Kästchen aus der Tasche, und sowie er es öffnete, breitete sich auf der ganzen Insel ein prächtiger Garten aus mit Blumen und Steigen; sowie er das Kästchen wieder zumachte, war auch der Garten verschwunden. Der zweite Kaufmann zog unter dem Rockschosse ein Beil hervor und schlug damit auf. Klapp tapp, stand ein Schiff da! Klapp tapp, noch ein Schiff! Hundertmal klappte er, und hundert Schiffe machte er, mit Segeln, Kanonen und Matrosen. Die Schiffe fuhren, die Kanonen schossen, und bei dem Kaufmann fragte man nach seinen Befehlen. Der erfreute sich daran, dann steckte er sein Beil wieder ein — und die Schiffe verschwanden vor ihren Augen, als wären sie gar nicht dagewesen. Der dritte Kaufmann holte ein Horn hervor und blies am einen Ende hinein; sogleich erschien ein Kriegsheer, Fussvolk und Reiterei, mit Flinten, Kanonen und Fahnen; von allen Regimentern wurden dem Kaufmann Rapporte gebracht, und er gab ihnen seine Befehle; das Heer setzte sich in Marsch, die Musik spielte, und die Fahnen flatterten. Der Kaufmann freute sich daran, nahm sein Horn und blies am anderen Ende hinein, und nichts war mehr zu sehen, die ganze Kriegsmacht verschwunden. „Eure Wunderdinge sind gut, aber nichts für mich!“ sagte der Schütz. „Ein Heer und Schiffe, das ist etwas für einen Zaren, aber ich bin ein einfacher Soldat. Wenn ihr mit mir tauschen wollt, so gebt mir für den einen unsichtbaren Diener alle drei Wunderdinge.“ — „Ist das nicht ein bischen viel?“ — „Wie ich euch gesagt habe — sonst tausche ich nicht.“ Die Kaufleute dachten bei sich: „Was sollen wir mit diesem Garten, diesen Regimentern und Kriegsschiffen? Es ist schon besser, wir tauschen; wenigstens werden wir ohne

jede Mühe satt zu essen und zu trinken haben.“ Sie gaben dem Schützen ihre Wunderdinge und sagten: „Heda, Ursa Mursa! wir werden dich mit uns nehmen; willst du uns in Treuen dienen?“ — „Warum nicht dienen? mir ists ganz gleich, bei wem ich bin.“ Die Kaufleute kehrten auf ihre Schiffe zurück und gaben allen ihren Schiffsleuten einen grossen Schmaus: „Nun, Ursa Mursa,“ hiess es, „tummle dich!“ Alle zechten, bis sie trunken waren, und verfielen dann in einen tiefen Schlaf. Der Schütz aber sass in dem goldnen Pavillon, und während er so nachdachte, sagte er: „Ach schade! wo mag jetzt mein treuer Diener Ursa Mursa sein?“ — „Hier bin ich, Herr!“ Der Schütz freute sich: „Ist es nicht Zeit, nach Hause zu kommen?“ Kaum hatte er es gesagt, da wurde er wie von einem heftigen Wirbelwind ergriffen und durch die Luft davongetragen. Als die Kaufleute aufwachten, hätten sie gern eins auf den Katzenjammer getrunken. „Heda, Ursa Mursa! gieb uns etwas für den Katzenjammer.“ Aber keiner antwortete, keiner wartete auf. Soviel sie auch riefen und kommandierten — es war alles in den Wind. „Nun, ihr Herren! da hat uns dieser Kerl schön angeführt. Jetzt soll der Teufel ihn finden! Die Insel ist weg, und der goldene Pavillon verschwunden.“ Da wurden die Kaufleute sehr bekümmert, zogen die Segel auf und fuhren ab, nach ihrem Bestimmungsort.

Rasch flog der Schütz in sein Reich und liess sich an dem blauen Meere auf einem öden Platze nieder. „Heda, Ursa Mursa! kann man hier nicht ein Schloss bauen?“ — „Warum denn nicht? gleich wirds fertig sein.“ Im Augenblick stand ein Schloss da, und ein so herrliches, dass man es gar nicht beschreiben kann, noch einmal so schön als das des Königs. Der Schütz öffnete das Kästchen, und rund um das Schloss war ein Garten gewachsen, mit seltenen Bäumen und Blumen. Als nun der Schütz so am offenen Fenster sass, und sich an seinem Garten freute, da flog plötzlich zum Fenster herein eine Turteltaube, liess sich auf die Erde fallen und verwandelte sich in seine junge Frau. Sie umarmten sich und begrüssten sich, fragten

einander und erzählten einander. Die Frau sprach zum Schützen: „Seit der Zeit, da du aus dem Hause fort bist, bin ich immer als ein armes Turteltäubchen in den Wäldern und Hainen umhergeflogen.“

Am andern Morgen in der Frühe trat der König auf seinen Balkon und schaute auf das blaue Meer. Da sah er hart am Ufer ein neues Schloss stehen, und rund um das Schloss war ein grünender Garten. „Welchem dummen Kerl ist es denn da eingefallen, sich, ohne zu fragen, auf meinem Lande anzubauen?“ Eilboten liefen hin, fragten und meldeten, das Schloss sei von dem Schützen errichtet; im Schlosse lebe er selbst, und seine Frau bei ihm. Da wurde der König noch zorniger und befahl seinem Heere, sich zu sammeln und an das Meeresufer zu ziehen, den Garten mit Stumpf und Stiel auszurotten, das Schloss in kleine Stücke zu schlagen und den Schützen selbst und seine Frau grausam zu Tode bringen. Als der Schütz sah, dass eine starke Streitmacht des Königs gegen ihn anrückte, griff er rasch zu seinem Beil; klapp tapp, stand ein Schiff da. Hundertmal klappte er, und hundert Schiffe machte er. Darauf zog er sein Horn hervor, blies einmal hinein, und Fussvolk strömte herbei; zum zweiten Male blies er hinein, und Reiter strömten herbei. Die Kommandanten eilten von ihren Regimentern und ihren Schiffen zu ihm und warteten auf seinen Befehl. Der Schütz befahl, die Schlacht zu beginnen; sogleich spielte die Musik und wirbelten die Trommeln, und die Regimenter rückten vor. Das Fussvolk schlug die Soldaten des Königs, die Reiterei zersprengte sie und nahm viele gefangen; von den Schiffen aber bombardierten sie seine Hauptstadt mit Kanonen.

Als der König sah, dass sein Heer davonlief, warf er sich ihm selbst entgegen, um es zum Stehen zu bringen — aber vergeblich. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, da hatte er selbst seinen Tod gefunden. Als die Schlacht zu Ende war, versammelte sich das Volk und bat den Schützen, selbst die Herrschaft in die Hand zu nehmen. Er willigte ein und wurde König, und seine Frau wurde Königin.

3. Der Schatz.

In einem Königreich lebte einmal ein alter Mann mit seiner alten Frau in grosser Armut. Nach einiger Zeit starb die Frau. Es war ein harter Winter und bitterkalt draussen. Der Alte ging herum bei Nachbarn und Freunden und bat, sie möchten ihm helfen, seiner Frau ein Grab zu graben. Aber da die Nachbarn und Freunde seine grosse Armut kannten, schlugen sie es ihm rundweg ab. Sie hatten aber im Dorfe einen habsüchtigen, gewissenlosen Popen. „Hilf mir, Väterchen", sprach er, „meine Frau bestatten." — „Hast du denn auch Geld, für das Begräbnis zu bezahlen? Zahl es im Voraus, Lieber!" — „Vor dir brauch ich ja mein Elend nicht zu verbergen. Ich habe nicht einen einzigen Kopeken im Hause! Habe nur ein wenig Geduld, ich werde arbeiten und es dir mit Zinsen bezahlen, wahrhaftig, ich werde es bezahlen." Da wollte der Pop gar nichts mehr von dem Alten hören. „Wenn du kein Geld hast, untersteh dich nicht, hierher zu kommen!" — „Was ist da zu thun?" dachte der Alte; „ich werde auf den Kirchhof gehen, so gut es geht, ein Grab graben und meine Frau selbst bestatten." Und er nahm Beil und Spaten und ging auf den Kirchhof. Als er angekommen war, fing er an zu graben. Zuerst hackte er obenauf mit dem Beile die gefrorene Erde ab, dann nahm er den Spaten, grub und grub, und grub einen Kessel aus, schaute hinein, und sieh, er war bis an den Rand gefüllt mit Goldstücken; die leuchteten wie Feuer. Da rief der Alte in heller Freude aus: „Gelobt sei Gott! Jetzt kann ich doch meine Frau begraben und eine Seelenmesse für sie lesen lassen!" Er grub nun nicht weiter an dem Grab, nahm den Kessel mit dem Golde und trug ihn nach Hause. Mit dem Gelde — so ists einmal auf der Welt — ging alles ganz glatt. Sogleich fanden sich gute Leute, gruben das Grab und zimmerten einen Sarg. Der Alte schickte seine Schwiegertochter aus, Wein und Speisen und allerlei Zukost zu kaufen, alles, was sich für ein Begräbnisessen gehört, und er selbst nahm ein Gold-

stück in die Hand und ging wieder zum Popen. „Ich habe es dir doch deutlich genug gesagt, alter Graukopf, dass du mir ohne Geld nicht kommen sollst, und da bist du doch schon wieder!“ — „Sei nicht böse, Väterchen!“ bat ihn der Alte, „hier hast du ein Goldstück, begrabe meine Frau, und ich werde dir deine Liebe mein Lebtag nicht vergessen.“ Der Pop nahm das Geld und wusste gar nicht, wie er den Alten empfangen, wo er ihn hinsetzen, mit welchen Reden er ihm um den Bart gehen sollte. „Nun, Alterchen, sei nur gutes Muts, es wird ja alles besorgt werden.“ Der Alte verbeugte sich und ging nach Hause. Als er fort war, sagte der Pop zu der Popenfrau: „Da haben wir's! Der alte Gauner! Es heisst immer: arm! arm! und jetzt hat er ein Goldstück herausgerückt. Viele reiche Leute habe ich schon begraben in meinem Leben, aber soviel habe ich noch von keinem bekommen.“

Der Pop kam mit allen Kirchendienern und begrub die Frau in allen Ehren. Nach dem Begräbnis bat ihn der Alte zu sich, in seinem Hause die Seelenmesse für die Verstorbene abzuhalten. Da kamen die Leute in die Hütte, setzten sich zu Tische und da gab es — niemand wusste, woher es kam — Wein und Speisen und allerlei Zukost, und alles reichlich. Der Gast sass da, ass für drei und ärgerte sich doch über den Reichtum des andern. Als die Gäste abgegessen hatten und in ihre Häuser auseinander gingen, erhob sich auch der Pop. Der Alte geleitete ihn hinaus, und als sie auf dem Hofe standen und der Pop sah, dass niemand in der Nähe war, fing er an, den Alten auszufragen: „Höre, mein Lieber! beichte mir und behalte nicht eine Sünde auf deinem Gewissen; du stehst vor mir wie vor Gott. Wie bist du so schnell zu Geld gekommen? Vorher warst du ein armseliger Bauer und jetzt — das lässt man sich gefallen! Woher hast du das alles? Beichte mir, Lieber! Hast du einen gemordet oder einen beraubt?“ — „Bewahre! Väterchen! Ich werde dir die reine Wahrheit sagen. Ich habe nicht gestohlen und nicht geraubt, auch niemand gemordet; der Schatz ist mir von selbst zu-

gefallen.“ Und er erzählte, wie alles gekommen war. Als der Pop diese Reden hörte, zitterte er förmlich vor Geldgier; er kam nach Hause zurück, aber er that nichts, Tag und Nacht sann er nur. „Ist ein armseliger Bauer zu so einer Masse Geld gekommen! Kann man es nicht irgendwie anstellen, dass man ihm den Kessel mit Gold wieder abzwackt?“ Er sagte davon der Popenfrau; sie hielten gemeinsam Rat und sprachen unter einander: „Höre, Mutter! wir haben doch einen Bock?“ — „Ja, gewiss!“ — „Schön! warten wir also bis zur Nacht, und dann wollen wir die Sache schon einfädeln.“ Am Abend spät zog der Pop den Bock in sein Haus, schlachtete ihn und zog ihm die Haut ab, ganz und gar, mit Hörnern und Bart. Dann zog er sich die Bockshaut über und sagte zu der Popenfrau: „Nimm eine Nadel mit einem Faden, Mutter, und nähe die Haut ringsherum zu, dass sie nirgends offen steht.“ Die Popenfrau nahm eine dicke Nadel und einen groben Faden und nähte ihn in die Bockshaut ein. Um Mitternacht, als es am dunkelsten war, ging der Pop gerade zu der Hütte des Alten, trat unter das Fenster und fing an zu klopfen und zu scharren. Der Alte hörte das Geräusch, fuhr auf und fragte: „Wer ist da?“ — „Der Teufel!“ — „Mein Haus ist rein!“ stöhnte der Bauer und fing an, das Kreuz zu schlagen und Gebete zu murmeln. „Höre, Alter“, sagte der Pop; „mir entgehst du nicht, ob du auch betest und dich bekreuzigst; gieb mir lieber meinen Kessel mit dem Gelde wieder; sonst lasse ich dich nicht. Sieh, ich habe Mitleid mit dir gehabt in deinem Kummer und habe dir den Schatz gezeigt. Ich dachte, du würdest nur etwas zum Begräbnis nehmen, aber du hast ihn gleich ganz geraubt.“ Der Alte schaute durch das Fenster und sah die Bockshörner mit dem Barte, wie der leibhaftige Gottseibeiuns. „Mag er das Geld haben“, dachte der Alte; „vorher habe ich ohne Geld gelebt und werde auch nachher daohne durchkommen.“ Er holte den Kessel mit dem Golde, trug ihn auf die Strasse, warf ihn auf die Erde und lief selbst schnell in die Hütte zurück. Der Pop nahm den Kessel mit dem

Gelde und machte sich auf den Heimweg. Als er angekommen war, sagte er: „Das Geld hätten wir also. Nun, Mutter, nimm ein scharfes Messer, trenne die Fäden auf und zieh mir die Bockshaut ab, ehe es noch jemand sieht.“ Die Popenfrau nahm ein Messer und fing an, die Fäden an der Naht aufzutrennen — da floss mit einemmale Blut, und er rief: „Mutter! o weh! schneide nicht weiter! Mutter! o weh! schneide nicht weiter!“ Da fing sie an einer anderen Stelle an zu trennen — aber es war auch hier so. Die Bockshaut war rund herum am Leibe festgewachsen. Wie sie sich auch stellen und versuchen mochten, sogar das Geld brachten sie dem Alten wieder zurück, gar nichts wollte verfangen; der Pop musste in der Bockshaut bleiben. Also strafte ihn Gott für seine grosse Habgier.

4. Von dem ungläubigen Mamai.

Über das rechtgläubige Russland war Fürst Dmitri Iwanowitsch. Er sandte mit Tribut den russischen Gesandten Sachari Tjutrin zu dem ungläubigen Mamai, dem stinkenden Hunde. „Hier nimm,“ sprach er, „den Tribut von dem russischen Fürsten Dmitri Iwanowitsch!“ Es antwortete der ungläubige Mamai: „Solange du nicht meine Füsse wäscht und meine Schuhe küsst, werde ich den Tribut des Fürsten Dmitri Iwanowitsch nicht annehmen.“ Ihm antwortete wiederum der russische Gesandte Sachari Tjutrin: „Nach der Wanderung hättest du mich tränken und speisen und durch ein Bad erfrischen sollen, und dann erst nach meiner Sendung fragen, aber du, ungläubiger Mamai, du stinkender Hund! (ja blähe nur bei dem Wort deinen Wanst, dass er dicker wird wie eine Kohlengrube!) heissest mich statt dessen dir deine Tatarenfüsse waschen und deine Schuhe küssen. Nicht steht es an dem russischen Gesandten Sachari Tjutrin, Füsse zu waschen und Schuhe

zu küssen. Mag der heidnische Tatar, der ungläubige Mamai, so wahr ein Glaube ist! dem russischen Gesandten Sachari Tjutrin die Füsse küssen!“ Da erzürnte der Tatarenhund, raufte sich die schwarzen Locken aus und warf sie auf den Boden, im Speisesaal, zerriss des Fürsten Schreiben und schrieb seine eigenen, schnell zu schreibenden Blätter: „Wenn der Hafer wird in Ähren schiessen, das Schaf Wolle tragen und Gras und Wasser unter dem Huf des Rosses stehen, dann wird der ungläubige Mamai mit dem heiligen Russland kriegen; dann werde ich nicht Wasser, nicht Brot nötig haben.“ Er wählte aus unter den Tataren starke, mächtige Helden, dreissig Mann weniger einen, und sandte sie aus zum ehrlosen Kampfe. „Zieht aus“, sprach er, „meine Getreuen, zuerst gegen den russischen Gesandten Sachari Tjutrin; auf dem Wege fallt ihn an in den Wäldern, zwischen den steilen Hügeln, und seinen Leib legt auf einen Baumstumpf den Vögeln zum Frasse.“ Es machte sich auf den Weg der russische Gesandte Sachari Tjutrin; es überkam ihn die dunkle Nacht im Walde; er bereitete sich nicht zur Nachtruhe, eilte nur immer vorwärts. Am Morgen, wie die Sonne aufging, sah der russische Gesandte Sachari Tjutrin: Aus dem Walde kamen hervor starke, mächtige Helden, dreissig weniger einen. Nicht zagte Sachari Tjutrin vor den Heiden, den Tataren, er ergriff mit beiden Händen seinen harten Knüttel und erwartete die ungebetenen Gäste. Da schlugen die Tataren auf Sachari Tjutrin ein, umstellten im Kreise den guten Jüngling. Da begann Sachari sich zu tummeln, da begann er mit dem Knüttel, die Gäste zu bewirten; wen er traf, den hieb er zusammen. Nicht vermochten die Heiden, die Tataren, dem russischen Gesandten Sachari Tjutrin zu widerstehen; da fingen sie an, ihn mit schönen Reden zu bitten: „Lass uns am Leben, russischer Gesandter Sachari Tjutrin; nicht wieder werden wir dir den Weg verlegen.“ Sachari schaute auf die starken, mächtigen Helden: von den dreissig weniger einen Köpfen waren am Leben nur noch fünf, und auch die schon vom Knüttel getroffen, die Köpfe mit den Gürteln verbunden.

Da jammerte ihn der Heiden, der Unchristen, und er liess sie laufen zum gottlosen Mamai. „Geht“, sprach er, „und erzählet, was es heisst, den russischen Gesandten Sachari Tjutrin beleidigen.“

Er schlug sein gutes Ross auf die festen Hüften, beim ersten Sprunge sprang das Ross hundert gut gemessene Faden,*) beim zweiten Sprunge nahm es eine Werst zwischen seine Füsse, beim dritten Sprunge konnte man seine Spur auf der Erde nicht finden. Seine Pflicht that unterweges der russische Gesandte Sachari Tjutrin. Zwölf helle Sperber fing er und dreizehn weisse Falken. Zuerst zerriss er das Schreiben des heidnischen Mamai und schrieb seine eigenen schnell zu schreibenden Blätter; als er geschrieben, band er sie den Vögeln an die Schwänze und sprach: „Ihr hellen Sperber und ihr weissen Falken! Fliegt zum Fürsten Dmitri Iwanowitsch nach dem steinernen Moskau und verkündet, der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch soll sammeln in den Städten und Weilern und in den fernen Dörfern eine unzählbare Kriegsmacht; nur die Blinden und Lahmen soll er zu Hause lassen, und die kleinen unerwachsenen Kinder ihnen als Pfleger. Ich aber werde, so kündet, auf meine Art sorgen, ich werde sammeln die zottigen, bärtigen donischen Kosaken.“

Am Morgen wars bei Sonnenaufgang, Wolken zogen auf am klaren Himmel und brachten mit sich einen dichten, feinen Regen mit wirbelndem Sturmwind. In dem Rauschen, in dem Donner war nichts vernehmlich, nur der laute Ruf von des Fürsten Halle her. Der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch liess ausrufen in dem ganzen weisssteinigen Moskau. „Sammelt euch, all ihr Fürsten und Edle, ihr starken, mächtigen Helden und all ihr kühnen Räuberscharen beim Fürsten in der lichten Halle zu Tische!“ Da sammelten sich von allen Enden des weisssteinigen Moskau alle Fürsten und Edlen, die starken, mächtigen Helden und alle die kühnen Räuberscharen beim Fürsten in der

---

*) Ein Faden etwas mehr als 2 Meter.

lichten Halle zu Tische — zu hören seine weisen Reden und noch mehr — zu schauen seine hellen Augen. Wie unter dünnen Wachholderbüschen eine starke Eiche, die mit dem Wipfel in den Himmel ragt, so stand der Grossfürst unter den Fürsten und Edlen. Eine goldene Trompete schmetterte, und der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch begann seine Rede und sprach: „Meine lieben Krieger! nicht zum Mahle rief ich euch her, nicht zum frohen Gelage habt ihr euch bei mir versammelt; ihr habt euch bei mir versammelt zu trauriger Kunde. Der ungläubige Mamai, der stinkende Hund, wird kommen mit allen seinen ungetauften Horden, gegen das heilige Russland zu kriegen. Einen bitteren Kelch wird uns der Hund Mamai zu trinken geben. Auf, meine lieben Krieger, zum grossen Meere! Lasst uns leichte Kähne bauen und eilends aus dem grossen Meere in das Chwalynische Meer fahren zu den Wunderthätern im Ssolowetzkikloster.*) Dort wollen wir uns einschliessen, dann kann uns der ungläubige Mamai, der stinkende Hund, nichts nehmen; sonst wird er uns fangen, uns die Augen ausstechen und grausam zu Tode bringen.“ Da antworteten die Fürsten und Edeln und liessen die verwegenen Köpfe hängen: „Donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch! Eine Sonne wandelt am Himmel — ein Fürst soll herrschen über das rechtgläubige Russland; wir sind nicht gekommen, deinem bestimmten Worte zu widersprechen; lass uns nur reden und Antwort geben, wie wir uns gegen den ungläubigen Mamai, den stinkenden Hund, schützen wollen. Donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch! Lasst uns ziehen zum grossen Meere, in Stücke schlagen die leichten Kähne und die Trümmer ins Meer werfen; selbst wollen wir eine grosse Kriegsmacht sammeln und uns schlagen mit dem gottlosen Mamai, dem stinkenden Hunde, bis zum letzten Tropfen Bluts — mag dann auch der Sieg dem gottlosen Mamai bleiben!“ — „Was für eine Rede, was für ein Tosen erhob sich am Tische?“ sprach

*) Auf den Ssolowetzki-Inseln im Weissen Meere.

der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch. Ihm antwortete ein lahmer Bettler, den Quersack auf der Schulter: „Das, donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch, war eine böse, teuflische Macht, die dir ins Ohr flüsterte, du sollest zum grossen Meere ziehen, leichte Kähne bauen und aus dem grossen Meere in das Chwalynische Meer fahren; als du vom Göttlichen*) sprachest, entwich sie aus der Halle."

Der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch erliess bündige Befehle: man solle sammeln eine unzählbare Heeresmacht in den Städten mit den Vorstädten, in den Dörfern mit den Ausbauten und in allen fernen Weilern, und zu Hause lassen nur die Blinden und die Lahmen, und die kleinen unerwachsenen Kinder, ihnen als Pfleger. Von allen Enden des rechtgläubigen Russland sammelten sie eine grosse Heeresmacht; auf dem Felde hinter dem weisssteinigen Moskau sollte das Heer sich sammeln. Den Befehl verteilten sie durch das Los an Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin, den russischen Gesandten Sachari Tjutrin und die sieben Brüder Bjeloserez. Es zog das Heer auf das Kulikowofeld, hinter Moskau. Auf dem Kulikowofelde fingen sie an Rats zu pflegen, wie man das Heer zählen solle, auf wie viel Werst es stehe. Der russische Gesandte Sachari Tjutrin setzte sich auf sein gutes Ross, ritt herum um das Heer drei Tage und drei Stunden — und konnte das Heer nicht zählen. Da sprach der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch also: „Es trete das Heer auseinander auf dem weiten Felde und nehme jeder ein Steinchen, einen vergoldeten Knopf und werfe die Steinchen um die Eichen." Sieben Eichen grub das Heer damit ein; von der Wurzel bis zum Wipfel war nichts mehr von den Eichen zu sehen. Die unzählbare Kriegsmacht teilten sie in drei Treffen; das erste Treffen übernahm der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch, das zweite der russische Gesandte Sachari Tjutrin, das dritte Treffen übernahmen Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin und die sieben Brüder Bjeloserez. Dann begannen sie die Lose

*) Von den wunderthätigen Gebeinen der Heiligen im Kloster.

zu werfen, wer zuerst gegen die heidnischen Tataren ziehen sollte. Das erste Los traf den russischen Gesandten Sachari Tjutrin mit den zottigen, bärtigen donischen Kosaken, das zweite den Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin und die sieben Brüder Bjesolerez; das dritte Los traf den donischen Fürsten Dmitri Iwanowitsch.

Zu der Zeit hörte der Schwedenkönig von dem grossen Kriege und sammelte ein Heer von vierzig Tausend. „Zieht aus, meine lieben Krieger, auf das Kulikowofeld, nahe bei Moskau; stellt euch auf, meine Krieger, auf den hohen Hügeln! Schlägt der hinterdonische Fürst Dmitri Iwanowitsch den ungläubigen Mamai, so steht dem Dmitri Iwanowitsch bei; schlägt der ungläubige Mamai den Dmitri Iwanowitsch, so steht dem Mamai bei!“ Listig war der Schwedenkönig, da er befahl, der stärkeren Macht beizustehen. Der Türkenkönig hörte von dem grossen Kriege, liess sammeln ein Heer von vierzig Tausend und sandte sie auf das Kulikowofeld. Er selbst befahl ihnen: „Meine lieben Krieger! Welches Heer geschlagen wird, dem steht bei!“ Grossmütig war der Türkenkönig, da er der schwächeren Macht beizustehen befahl.

Es rüstete sich das mächtige Heer auf dem Kulikowofelde zum blutigen Streit; voran zog der russische Gesandte Sachari Tjutrin mit den zottigen, bärtigen donischen Kosaken. Ihm entgegen rückte das Herr des gottlosen Mamai. Als Heer mit Heer zusammenstiess, da bog sich die mütterliche, die kühle Erde, und das Wasser trat hervor. Da sprang aus der Erde hervor Krowolin der Tatar, sieben Faden lang; und es rief der Tatar mit lauter Stimme: „Donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch! Stelle mir einen Gegner zum Einzelkampf. Stellst du mir keinen, so will ich allein dein Heer zerschlagen, vernichten, zusammenhauen!“ Da sprach der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch: „Auf niemand darf ich mein Vertrauen setzen; so muss ich selbst als Gegner mich zum Einzelkampf stellen Krowolin dem Tataren!“ Er legte seinen festen Harnisch an, und

knöpfte zu die woalischen*) Knöpfe; das gute Ross sattelten sie ihm mit einem Tscherkessensattel; in die Hand nahm er den Streitkolben und ritt gegen Krowolin den Tataren. Da ritt ihm entgegen ein unbekannter Krieger: „Führe dein Ross zurück, donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch! Ich werde mich Krowolin dem Tataren stellen, ihm sein ungläubiges Haupt von den Schultern hauen!“ Er sattelte sein gutes Ross, gürtete es mit zwölf seidenen Gurten, nicht zum Zierrat, der Festigkeit wegen. „Ich werde dich, donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch, zuerst vor dem Tode bewahren. Wenn ich Krowolin den Tataren erschlage, dann kämpfe du mit dem verfluchten Feinde, mit dem ungläubigen Mamai, dem stinkenden Hunde, bis zum letzten Tropfen Bluts — und mag dann auch der Sieg dem ungläubigen Mamai bleiben!“ Der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch tauschte mit dem unbekannten Krieger die Rosse; sie nahmen Abschied und es segnete ihn der Fürst Dmitri Iwanowitsch zu seinem grossen Werke, zu dem Kampfe um Leben und Tod. Es ritten gegeneinander die beiden starken, mächtigen Helden auf dem weiten Kulikowofelde, im Kampfe sich zu messen. Mit den Streitkolben schlugen sie — die Streitkolben zersplitterten an den Griffen; mit den Lanzen stachen sie — die Lanzen bogen sich krumm; mit den Säbeln hieben sie — die Säbel wurden schartig; da sprangen sie von den guten Rossen und schlugen sich im Faustkampfe drei Tage, drei Nächte und drei Stunden, ohne zu trinken; sie schlugen sich, ohne zu essen; am vierten Tag, da erlagen sie beide. Und der Fürst Dmitri Iwanowitsch kam zu schauen und sah: der unbekannte Krieger hatte die rechte Hand auf den Leib Krowolins, des Tataren, gelegt. Der Fürst schmückte seinen Krieger, bestattete ihn, errichtete über ihm ein Kreuz und vergoldete es.

---

*) Die Form des Adjektivums lässt auf einen Volksstamm, die Woalen, schliessen, über den ich aber sonst nichts habe finden können.

(Es folgt noch ein Zweikampf, der mit denselben Worten eingeleitet und beschrieben wird wie der eben erzählte. Auch der Ausgang ist derselbe. Gegen den Schluss heisst es von der Lage der beiden Gefallenen: „Die rechte Seite des Kriegers des Fürsten lag über dem heidnischen Tataren.")

Nun rückte der russische Gesandte Sachari Tjutrin mit den zottigen, bärtigen donischen Kosaken gegen das Heer des ungläubigen Mamai vor. Der lichte Tag neigte sich zum Abend, und noch war der Kampf nicht zu Ende; als der Kampf zu Ende war, fingen sie an zu zählen, wie viel des Heeres auf jeder Seite gefallen war. Bei dem russischen Gesandten Sachari Tjutrin kamen auf einen einzigen zottigen, bärtigen donischen Kosaken zweitausend zweihundert Tataren. Jetzt rückte das zweite Treffen vor unter Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin und den sieben Brüdern Bjeloserez. Die liebe Sonne ging auf hinter dem Walde, der Streit nahm nicht ab; die liebe Sonne neigte sich zum Untergang, da schlugen sie unser Heer. Jetzt rückte der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch vor. Er fuhr in das Heer des ungläubigen Mamai, wie die scharfe Sichel zur Erntezeit in das weiche Gras; er reitet hinein auf dem Rosse, und es wird eine Strasse, er kehrt sich um — eine Gasse, er macht eine Wendung auf dem Rosse — ein Platz ist, wo eben ein Trupp stand. Nicht weiter kämpfen konnte der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch; er hatte seine hellen Augen mit heidnischem Tatarenblut bespritzt, das nahm ihm die Sehkraft, er wurde blind. Da sprach er bittend zu seinem guten Ross: „Rette mich, mein Ross, vor dem schnellen Tode!" Er schlug sein Ross auf die festen Hüften; es hob sich das Ross und es sauste davon. Es führte ihn das Ross auf das weite Feld zu einer krausen Birke; ausser der krausen Birke wuchs nicht ein Zweiglein auf dem Felde. Er stieg von dem guten Rosse: „Lauf, mein gutes Ross, auf die weiten Fluren, auf die breiten Wiesen, friss das seidenweiche Gras, trink das frische Wasser; fall nicht in die Hände, mein gutes Ross, dem heidnischen

gottlosen Mamai, dem stinkenden Hunde!“ Es setzte sich der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch auf die krause Birke. Da flog am Himmel über das weite Feld ein Schwarm weisser Schwäne. Es schaute auf den Schwarm Dmitri Iwanowitsch und sprach bei sich selbst: „Wegen meiner fluchwürdigen Sünden sandte Gott der Herr gegen das russische Land den gottlosen Mamai; uns nicht günstig fliegen die Vögel: gegen das rechtgläubige Russland wird die Entscheidung fallen.“ Sitzen blieb der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch. Nicht lange, da lief über das weite Feld ein Rudel grauer Wölfe. „Herr, wahrhaftiger Christ! erbarme dich über das rechtgläubige Russland! gieb uns nicht zur Beute dem ungetauften, dem heidnischen Tataren! nicht uns günstig laufen die Tiere: trinken müssen wir von dem ungläubigen Mamai, dem stinkenden Hunde, den bitteren Kelch!“ Es entschlief der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch auf der krausen Birke.

Zu der Zeit schlug das Heer des gottlosen Mamai, des stinkenden Hundes, unser Heer. Der russische Gesandte Sachari Tjutrin mit den zottigen, bärtigen donischen Kosaken, Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin und die sieben Brüder Bjeloserez und das ganze mächtige Heer des Dmitri Iwanowitsch beteten zum Herrn Gott: „Herr Jesus, wahrhaftiger Christus, hochheilige Gottesmutter vom Don! Lasst nicht zu, dass der ungetaufte Tatar über eure heiligen Tempel höhnt! sendet als Helfer den Ritter Georg!“ Hinter den dunkeln Forsten, den grünenden Wäldern hervor rückte eine starke Streitmacht heran; sie warf sich auf das Heer des gottlosen Mamai. Es liefen die heidnischen Tataren über das weite Feld; es liefen die heidnischen Tataren in das schwankende Moor, und in diesem schwankenden Moore mussten die heidnischen Tataren ihr Leben lassen.

Da gedachte das mächtige Heer des donischen Fürsten Dmitri Iwanowitsch. Der russische Gesandte Sachari Tjutrin, Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin und die sieben Brüder Bjeloserez begannen das Heer zu befragen: „Sah niemand auf seinem Wege den donischen Fürsten Dmitri Iwano-

4*

witsch?“ Da schwieg das mächtige Heer; niemand konnte Antwort geben. Der russische Gesandte Sachari Tjutrin, Semjon Tupik, Iwan Kwaschnin und die sieben Brüder Bjeloserez liessen ihre verwegenen Köpfe hängen. Sie verkündeten auf dem Heerding: „Getötet ist der donische Fürst Dmitri Iwanowitsch im Kampfe von den heidnischen Tataren.“ Heimwärts zog das mächtige Heer auf dem weiten Felde. Da sah der russische Gesandte Sachari Tjutrin auf dem weiten Felde eine krause Birke, und auf der krausen Birke etwas Schwarzes. Es nahte sich Sachari dem Schwarzen, er erkannte den donischen Fürsten Dmitri Iwanowitsch. Zu Füssen fiel er dem Fürsten Dmitri Iwanowitsch: „Heil dir, donischer Fürst Dmitri Iwanowitsch! Gerettet haben wir unsere Mutter, das rechtgläubige Russland, besiegt den ungläubigen Mamai, den stinkenden Hund!“ Es stieg der Fürst Dmitri Iwanowitsch von der krausen Birke; gen Osten neigte er sich dreimal zur Erde. Sie erreichten das mächtige Heer und waren froh und guter Dinge.

5. Prinzessin Kröte.

Vor langen, langen Jahren hatte einmal ein Zar drei Söhne, alle erwachsen. Da sprach der Zar: „Kinder! Macht euch jeder eine Armbrust und schiesst; die Frau, die den Pfeil wiederbringt, die soll eure Braut werden; wem niemand ihn wiederbringt, der soll auch nicht heiraten.“ Der älteste Sohn schoss, und es brachte ihm den Pfeil eine Fürstentochter; der mittlere schoss, und den Pfeil brachte ihm eine Generalstochter; aber dem jüngsten Zarensohn Iwan brachte den Pfeil eine Kröte in den Zähnen aus einem Sumpf. Die anderen Söhne waren froh und lustig, aber der Zarensohn Iwan wurde nachdenklich und fing an zu weinen: „Wie kann ich mit einer Kröte leben? Leben

— das ist mehr als durch einen Fluss waten oder über ein Feld gehen!“ Er weinte und weinte, aber es half alles nichts, er musste die Kröte heiraten. Da wurden sie alle nach ihrem Brauche getraut; die Kröte aber hielten sie dabei auf einer Schüssel.

So lebten sie denn nun. Einmal begehrte der Zar Geschenke von seinen Schwiegertöchtern; denn er wollte sehen, welche von ihnen am meisten könnte. Als er den Befehl erliess, wurde der Zarensohn Iwan wieder nachdenklich und weinte: „Was wird denn meine Kröte können! Alle werden nur lachen.“ Die Kröte kroch auf dem Boden herum und quakte nur. Als aber der Zarensohn Iwan eingeschlafen war, hüpfte sie hinaus, warf die Krötenhaut ab, verwandelte sich in ein schönes Mädchen und rief: „Ihr, meine Wärterinnen und Dienerinnen! Schaffet es mir!“ Und sogleich brachten ihre Wärterinnen und Dienerinnen ein Hemd von der besten Arbeit. Sie nahm es, faltete es zusammen und legte es neben den Zarensohn Iwan; aber sie selbst verwandelte sich wieder in eine Kröte, als wäre nichts gewesen. Als der Zarensohn Iwan aufwachte, freute er sich, nahm das Hemde und brachte es zum Zaren. Der Zar nahm es entgegen, beschaute es und sprach: „Wahrhaftig, das ist ein Hemde, auf den Tag Christi*) anzuziehen!“ Auch der mittlere Bruder brachte sein Hemde, und der Zar sagte: „Das ist höchstens gut, damit ins Bad zu gehen!“ Als er aber das Hemde von dem ältesten Bruder bekam, sagte er: „Das ist nur in einer schmutzigen Bauernhütte zu tragen!“ Als die Zarensöhne wieder fortgingen, da sprachen die beiden unter einander: „Da haben wir doch zu früh über Iwans des Zarensohns Weib gespottet; das ist keine Kröte, sondern eine Zauberin!“

Der Zar erliess einen neuen Befehl: seine Schwiegertöchter sollten Brot backen und es ihm bringen, damit er sähe, wer am besten backen könne. Die anderen Schwiegertöchter hatten zuerst über die Kröte gespottet; aber als es

*) Ostersonntag, der höchste Festtag der Russen.

nun soweit war, sandten sie ihre Zofe; sie sollte zusehen, wie sie backe. Die Kröte aber merkte es wohl, nahm einen Backtrog, rührte darin ein, knetete den Teig, machte den Ofen fertig und stürzte den Trog darin um. Die Zofe sah es, lief und erzählte es ihren Herrinnen, des Zaren Schwiegertöchtern, und die machten es ebenso. Aber die schlaue Kröte hatte sie nur zum besten gehabt. Sie kratzte sogleich den Teig aus dem Ofen und reinigte und verschmierte alles, als wenn nichts gewesen wäre; sie selbst aber hüpfte hinaus auf die Vortreppe, schlüpfte aus der Krötenhaut und rief: „Ihr, meine Wärterinnen und Dienerinnen! backet mir schnell solche Brote, wie sie mein Vater nur an Sonn- und Festtagen ass!“ Sogleich brachten die Wärterinnen und Dienerinnen Brot herbei. Sie nahm es, legte es neben den Zarensohn Iwan und verwandelte sich selbst wieder in eine Kröte. Der Zarensohn Iwan wachte auf, nahm das Brot und brachte es zu seinem Vater. Zur selben Zeit erhielt der Vater die Brote von den älteren Brüdern. Ihre Frauen hatten die Brote ebenso in den Ofen geschoben wie die Kröte — und richtig war es auch ein schöner Mischmasch geworden. Der Zar nahm zuerst das Brot von dem ältesten Sohne, besah es und schickte es fort in die Küche. Dann nahm er das von dem zweiten und schickte es ebendahin. Jetzt kam die Reihe an den Zarensohn Iwan, sein Brot zu übergeben. Der Vater nahm es, besah es und sagte: „Das ist ein Brot, auf den Tag Christi zu essen, nicht so wie bei den älteren Schwiegertöchtern, hart wie Sohlenleder.“

Darnach beschloss der Zar, einen Ball zu geben; er wollte sehen, welche von seinen Schwiegertöchtern am besten tanzte. Da kamen alle Gäste und die Schwiegertöchter, nur nicht der Zarensohn Iwan. Dieser versank in Sinnen und sprach: „Was soll ich da mit meiner Kröte?“ Und dann fing unser Zarensohn Iwan bitterlich an zu weinen. Da sprach zu ihm die Kröte: „Weine nicht, Zarensohn Iwan! Geh zu Balle! In einer Stunde werde ich da sein.“ Der Zarensohn Iwan freute sich wenig, als er hörte,

was die Kröte sprach. Er fuhr zum Balle, aber die Kröte ging hin, warf die Krötenhaut ab und kleidete sich an, so schön — es war ein wahres Wunder. Als sie auf den Ball kam, freute sich der Zarensohn Iwan, und alle klatschten in die Hände: „Was für eine Schönheit!“ Als man nun zu essen anfing, nagte die Prinzessin ein Knöchlein ab und steckte es in den Ärmel, sie trank etwas und liess die Neige in den andern Ärmel fliessen. Ihre Schwägerinnen sahen, was sie that, und steckten auch die Knochen in die Ärmel, sie tranken etwas und gossen die Neige in den Ärmel. Dann gings zum Tanze. Der Zar liess seine älteren Schwiegertöchter auffordern, sie liessen aber der Kröte den Vortritt. Die nahm sogleich den Zarensohn Iwan, trat hin und tanzte und tanzte und drehte und schwang sich, dass es eine Lust war. Sie schwang den rechten Arm, da entstanden Haine und Quellen; sie schwang den linken, da flogen allerlei Vögel. Alle verwunderten sich; aber als sie zu Ende getanzt hatte, war nichts mehr da von allem. Nun traten auch die anderen Schwiegertöchter an zum Tanze und wollten es ebenso machen. Als sie den rechten Arm schwangen, flogen die Knochen heraus, und unter die Leute, und aus dem linken Ärmel spritzte das Wasser unter die Leute. Dem Zaren missfiel das, und er rief: „Genug, genug!“ Da hörten seine Schwiegertöchter auf.

Der Ball ging zu Ende. Der Zarensohn Iwan fuhr zuerst nach Hause, fand dort die Krötenhaut seiner Frau, nahm sie und verbrannte sie. Dann kam sie auch angefahren und suchte ihre Krötenhaut, aber sie war fort, verbrannt. Da legte sie sich mit dem Zarensohn Iwan schlafen; aber vor Sonnenaufgang sprach sie zu ihm: „Es ist Zeit, Zarensohn Iwan! Nicht lange hast dus ertragen; dein war ich, aber jetzt — Gott mag es wissen. Leb wohl! suche mich hinter den dreimal neun Landen in dem dreimal zehnten Königreich.“ Und verschwunden war die Prinzessin.

Ein Jahr verging; der Zarensohn Iwan grämte sich um sein Weib; im zweiten Jahre machte er sich auf, bat

Vater und Mutter um ihren Segen und zog fort. Schon war er lange gewandert, da stand er plötzlich vor einer Hütte; die Vorderseite stand zum Walde, die Rückseite zu ihm gekehrt. Da sprach er: „Hüttchen, Hüttchen! steh wie vor Alters, wie die Mutter dich gestellt — zum Walde von hinten, zu mir von vorne!“ Da wandte sich die Hütte um. Er trat in die Hütte; darin sass eine Alte; die sprach: „Pfui, pfui! Russenfleisch hab ich noch nie gerochen noch gesehen, und jetzt ist Russenfleisch selbst auf meinen Hof gekommen; Wohin willst du, Zarensohn Iwan?“ — „Vorerst, Alte, gieb mir zu essen und zu trinken! dann magst du mich fragen.“ Die Alte gab ihm zu essen und zu trinken und machte ihm ein Lager zurecht. Der Zarensohn Iwan sprach zu ihr: „Grossmütterchen! ich bin ausgezogen, die wunderschöne Helene*) zu suchen.“ — „Ach, Kindchen, wie lange bist du ausgeblieben! Im ersten Jahre hat sie oft an dich gedacht, aber jetzt denkt sie schon nicht mehr an dich, und auch bei mir ist sie lange nicht gewesen. Geh weiter zu meiner älteren Schwester, die weiss mehr.“

Der Zarensohn Iwan machte sich frühe auf, ging zu der Hütte und sprach: „Hüttchen, Hüttchen! steh wie vor Alters, wie die Mutter dich gestellt — zum Walde von hinten, zu mir von vorne!“ Da wandte sich die Hütte um. Er trat hinein und sah: darin sass eine Alte; die sprach: „Pfui Pfui! Russenfleisch hab ich noch nie gerochen noch gesehen, und jetzt ist Russenfleisch selbst auf meinen Hof gekommen! Wohin willst du, Zarensohn Iwan?“ — „Die wunderschöne Helene suchen, Grossmütterchen.“ — „Ach, Zarensohn Iwan,“ sprach die Alte, „wie lange bist du ausgeblieben! Schon hat sie angefangen, dich zu vergessen und will einen anderen Mann nehmen. Bald wird die Hochzeit sein! Jetzt lebt sie bei meiner ältesten Schwester; geh dorthin und höre: sobald du dich nähern wirst wird man es merken; dann wird sich Helene in eine Spindel

---

*) Der Name der Frau wird hier zum ersten Male genannt. Er ist in den Märchen schwer zu erringenden Schönen eigen.

verwandeln, und das Kleid an ihr wird zu Gold werden. Meine Schwester wird das Gold winden; wenn sie die Spindel aufwickelt und in den Kasten legt und den Kasten verschliesst, dann suche du den Schlüssel, öffne den Kasten, zerbrich die Spindel, und wirf die Spitze hinter dich und das Mittelstück vor dich: dann wird sie vor dir erscheinen." Da machte sich der Zarensohn Iwan wieder auf, kam zu der Alten und trat in die Hütte. Die wand Gold, wickelte es auf und legte die Spindel in einen Kasten, verschloss ihn und legte den Schlüssel fort. Er nahm den Schlüssel, öffnete den Kasten, nahm die Spindel heraus, zerbrach sie, ganz so, wie es ihm geheissen war, und warf die Spitze hinter sich und das Mittelstück vor sich. Da stand plötzlich die wunderschöne Helene vor ihm. Sie begrüsste ihn und sprach: „Ach, wie bist du lange ausgeblieben, Zarensohn Iwan? Fast hätte ich einen andern Gemahl genommen." Aber der Bräutigam musste sich beeilen. Die wunderschöne Helene nahm der Alten ihren fliegenden Teppich fort, sie setzten sich darauf und flogen davon, wie ein Vogel eilten sie dahin. Darnach kam plötzlich der Bräutigam. Er hörte, dass sie fort waren. Auch er war schlau! Sogleich eilte er ihnen nach und jagte und jagte; nur zehn Faden fehlten noch, so hätte er sie eingeholt. Da flogen sie auf dem Teppich nach Russland hinein; aber er durfte nicht nach Russland und musste umkehren. Sie aber flogen in ihre Heimat, und alle freuten sich. Lange lebten sie im Glück und hatten Ehre bei allen Leuten.

Iwan Aschensohn.

Es lebte einmal ein Alter und seine Frau; die hatten drei Söhne. Zwei waren klug, aber der dritte dumm; dieser hiess Iwan und wurde der Aschensohn genannt. Der lag zwölf Jahre lang in der Asche, und wie er sich schüttelte, da flogen sechs Pud Asche*) von ihm ab. In dem Reiche, in dem Iwan lebte, war es niemals Tag, sondern immer Nacht. Das machte ein Drache. Da sagte Iwan, er wolle diesen Drachen umbringen, und sprach zu seinem Vater: „Vater! mache mir einen Knüttel von fünf Pud!“ Er nahm den Knüttel, ging aufs Feld und warf den Knüttel in die Luft; dann ging er wieder nach Hause. Am andern Tage kam Iwan wieder aufs Feld, auf dieselbe Stelle, wo er den Knüttel in die Luft geworfen hatte, und hielt seine Stirn hin, und wie der Knüttel herabflog und ihn an die Stirn traf, da zerbrach er in zwei Stücke. Iwan ging nach Hause und sprach zu seinem Vater: „Vater! mache mir einen anderen Knüttel von zehn Pud!“ Iwan nahm den Knüttel, ging aufs Feld und warf ihn in die Luft; es flog der Knüttel drei Tage und drei Nächte. Am vierten Tage ging Iwan auf die Stelle, wo der Knüttel flog; er hielt sein Knie hin, und der Knüttel zerbrach in drei Stücke. Aschensohn ging nach Hause und bat seinen Vater, ihm einen dritten Knüttel von fünfzehn Pud zu machen. Er nahm den Knüttel, ging aufs Feld und warf ihn in die Luft; es flog der Knüttel sechs Tage. Am siebenten Tage ging Iwan auf die Stelle; der Knüttel kam geflogen, und wie er gegen Iwans Stirn traf, musste er seine Stirn sinken lassen. Da sprach er: „Der Knüttel wird gut sein für den Drachen.“

Nun machte sich Iwan auf und ritt mit seinen Brüdern aus, den Drachen zu erschlagen. Er ritt und ritt; da stand eine Hütte auf einem Hühnerfuss, und in der Hütte wohnte der Drache. Dort machten sie Halt. Iwan hing seine

---

*) 1 Pud ungefähr 32 deutsche Pfund.

Handschuhe auf und sprach zu seinen Brüdern: „Wenn aus meinen Handschuhen Blut fliesst, dann eilet mir zu Hülfe!" Als er so gesprochen, ging Iwan zu der Hütte und setzte sich unter den Fussboden. Da kam ein dreiköpfiger Drache angeritten. Sein Pferd strauchelte, sein Hund fing an zu heulen, sein Falke schrie!*) Da sprach der Drache: „Warum strauchelst du, Pferd, heulst du, Hund, schreist du, Falke?"

„Wie soll ich nicht straucheln", sprach das Pferd, „wenn unter dem Fussboden Iwan Aschensohn sitzt!" Da sprach der Drache: „Komm heraus, Iwan! wir wollen unsere Kräfte gegen einander messen." Da kam er heraus, und sie fingen an zu kämpfen. Iwan erschlug den Drachen und setzte sich wieder unter den Fussboden. Da kam ein anderer Drache mit sechs Köpfen angeritten; er erschlug auch diesen Drachen. Da kam ein dritter angeritten mit zwölf Köpfen. Auch mit diesem fing er an zu kämpfen und schlug ihm neun Köpfe ab; schon hatte der Drache keine Kraft mehr. Als sie aufblickten, flog ein Rabe daher und schrie: „Blut! Blut!"**) Der Drache sprach zum Raben: „Flieg zu meinem Weibe! sie wird den Iwan Aschensohn fressen." Iwan aber sprach: „Flieg zu meinen Brüdern! wenn sie kommen, wollen wir den Drachen erschlagen und dir das Fleisch lassen." Der Rabe hörte auf Iwan, flog zu seinen Brüdern und fing an, über ihren Häuptern zu krächzen. Die Brüder wachten auf, und als sie das Schreien des Raben hörten, eilten sie ihrem Bruder zu Hülfe; sie erschlugen den Drachen und nahmen den Drachenkopf, und als sie zu seiner Hütte gekommen waren, zerhieben sie den Kopf — da wurde es heller Tag im ganzen Reiche.

Als Iwan Aschensohn den Drachen erschlagen hatte, ritt er mit seinen Brüdern nach Hause. Er vergass aber, seine Handschuhe mitzunehmen; da bat er seine Brüder, auf ihn zu warten und kehrte selbst um nach seinen Hand-

*) Die Ermittelung der Bedeutung des Wortes satveljätj verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Georg Rüchardt in Moskau.

**) „Krow! Krow!"

schuhen. Als er zur Hütte geritten kam und seine Handschuhe nehmen wollte, sah er, wie dort die Frau des Drachen und seine Töchter sich mit einander beredeten. Da verwandelte er sich in eine Katze und fing an unter der Thüre zu miauen. Da liessen sie ihn in die Hütte. Als er alles gehört hatte, was sie sprachen, nahm er seine Handschuhe und lief davon. Als er zu seinen Brüdern kam, setzte er sich auf sein Ross, und sie ritten weiter. Sie ritten und ritten, bis sie an eine grüne Wiese kamen, und auf der Wiese lagen seidene Kissen. Da sprachen seine Brüder: „Lasst uns hier unsere Pferde weiden und uns selbst ausruhen!“ Iwan aber sprach: „Halt, Brüder!“ nahm seinen Knüttel und schlug auf die Kissen; da floss aus den Kissen Blut. Darauf ritten sie weiter; sie ritten und ritten, bis sie an einen Apfelbaum kamen, und an dem Apfelbaum hingen goldene und silberne Äpfel. Da sprachen die Brüder: „Lasst uns einen Apfel essen!“ Iwan aber sagte: „Halt, Brüder! ich will erst versuchen“, nahm seinen Knüttel und schlug auf den Apfelbaum. Da floss aus ihm Blut. Darauf ritten sie weiter. Sie ritten und ritten, bis sie an eine Quelle kamen. Da sprachen die Brüder: „Lasst uns von dem Wasser trinken!“ Aber Iwan Aschensohn sagte: „Halt, Brüder!“ nahm seinen Knüttel und schlug in die Quelle; da verwandelte sich das Wasser in Blut. Die Wiese, die seidenen Kissen, der Apfelbaum und die Quelle — das alles waren des Drachen Töchter.

Als Iwan Aschensohn die Drachentöchter erschlagen hatte, ritt er mit seinen Brüdern nach Hause; da kam das Drachenweib hinter ihnen geflogen, sperrte ihren Rachen auf vom Himmel bis zur Erde und wollte den Iwan verschlingen. Iwan und seine Brüder aber schütteten ihr drei Pud Salz in den Rachen. Sie verschlang das Salz und dachte, es sei Iwan Aschensohn. Aber als sie dann das Salz schmeckte und merkte, dass es nicht Iwan war, da eilte sie ihnen von neuem nach. Als er sah, dass es schlimm stand, liess er seinem Pferd die Zügel schiessen und versteckte sich in einer Schmiede bei Kusma und Demjan

hinter zwölf Thüren. Das Drachenweib flog heran und sprach zu Kusma und Demjan: „Gebt mir den Iwan Aschensohn heraus!“ Die aber sprachen: „Lecke mit der Zunge die zwölf Thüren durch und hole ihn!“ Da fing das Drachenweib an, an den Thüren zu lecken. Sie aber machten die eiserne Zange glühend, und als sie die Zunge in die Schmiede steckte, fassten sie sie an der Zunge und hieben mit Hämmern darauf. Als sie das Drachenweib erschlagen hatten, verbrannten sie es und streuten die Asche in den Wind; sie selbst aber ritten nach Hause. Sie lebten noch lange in Lust und Freuden und tranken Met und Wein. Auch ich bin dort gewesen und habe Wein getrunken; doch hat der Mund es nicht genossen, ist nur in den Bart geflossen.

